Doppelheft

Vorträge
Gehalten an der
FRAUEN-SOMMER-UNI
BERLIN 1979

A 22000 F

Berlin

Nr. 14/15

E SCHWARZE BOTIN

DM 10

Inhalt

Besser einen Heinrich 3

Texte über Spanien 4
(Laure)

Vorspiel – Annäherung an eine andere Schreibweise 6
(Eva Meyer)

Über Luce Irigaray 12
(Sibylle Klefinghaus)

Mythenrezeption oder die Suche nach dem Ursprung 17
(Sibylle Klefinghaus)

Frauen und Recht oder vor dem Gesetz sind alle gleich 20
(Gunda Schumann)

Der Fall von Nichts 36
(Maren Sell)

Das Haar 40
(Erna Wobik)

Frauen! Woher nehmen? Feminismus heute 42
(Heidi Pataki, Illustrationen Elisabeth Kmölniger)

Die Zerreißprobe 46
(Gisela Elsner)

Literatur, die uns aufgefallen ist 59

Bildnachweis

O.T., Vie privée et publique des animaux. Vignettes par Grandville, J. Hetzel, Libraire-Editeur, Paris, 1880, p. 408. 2
Elisabeth Kmölniger, „Willst du meine Frau werden?" 1980 . . . 58
Elisabeth Kmölniger,
„Wir müssen uns wieder einmal aussprechen", 1980 60

Besser einen Heinrich auf dem Dach als einen Taubes* in der Hand

* Professor Jacob Taubes hat sein Wirken durch Universitätsnotizen in Tageszeitungen einem breiteren Publikum zugänglich gemacht. *„Habe nun, ach! Philosophie, Soziologie und Hermeneutik und gottseidank auch Theologie durchaus studiert mit heißem Bemühn – um der Dame der Sozialwissenschaften die Leuchte voraustragen zu können." in: FR, 20.3.1980, S. 18*

Texte über Spanien

Kirchenbrand

... Ich war außer mir und währenddessen klar, merkwürdig ruhig, fähig, die Kette zu bilden, um die Feuerwehrmänner daran zu hindern voranzukommen, oder das Feuer zu schüren, das einen Haufen Soutanen verbrannte, ziemlich schreckenerregende Szenen zu sehen, doch ganz aufrecht auf meinen Beinen stehenzubleiben. Die Menge war zugleich ein Schulhof in der Pause, eine Versammlung hysterischer Frauen oder Gruppen, die sich vollkommen bewußt waren, das zu tun, was sie tun wollten und tun sollten. Es gab ebensoviel rächendes und sehr gesundes Gelächter (aus diesem gewissen Rest volkstümlicher Verständigkeit kommend) wie furchtbare Haßschreie. Frauen eilten rasend dahin, um Opfer zu betrachten, deren Anblick sie nicht ertragen konnten (oder wenigstens einige unter ihnen). Was mir wohltut, ist, daß ich wirklich *mit* ihnen war und nicht Zuschauerin und daß es mit einer Minute kein Mißtrauen und keine Furcht in ihnen und kein Mißtrauen meinerseits gegeben hat. Jedermann interpellierte oder haschte nach den Händen, um sich zu überzeugen, sich untereinander zu überreden. Ich verstand schlecht, aber genug, als meine Hand von einer Männer- oder Frauenhand ergriffen wurde, um – in Ermangelung koordinierter Worte – auf meine Art und Weise zu antworten.

. . . . . .

Spanien ... Das ist wie der Wind, der einem ins Gesicht bläst: man wählt nicht.

Das ist jeden Schritt Heilige Therese und die Strikkerin. Das mystische Delirium und das Sakrileg. Ich glaube, daß das wahre Leben in dem Sinne abwesend ist, in dem ich das wahre Leben verstünde, wenn ich bewußt glaubte, daß es irgendwo auf der Welt existieren könnte ... außer in inexistenten Wesen. Was tröstet und erleichtert und heilt, das ist das Schulter an Schulter und die tiefe Hoffnung, die diesen Kontakten entspringt. Was deprimieren könnte: das ist das zwischen der revolutionären Befähigung der Menge, die bereit ist, alles zu riskieren und fähig, ihre „Exzesse" selbst zu organisieren und der Unfähigkeit und der Schlappheit der Anführer und der Intellektuellen gezogene Graben, die all das für peinliche „Exzesse" des „Lumpenproletariats" halten ...

* * *

Stadtränder
Niemandsländer
himmelüberflutete Prärien

Alle Flüsse und alle Weine
spuken in meinem Kopf herum
Manzanarès und Mockva
wo war das?

Die Erde öffnet sich halb
Sie sind alle da
jene, die wunderbarerweise
mit Freude
und dem Haß und der Freude teilten.

Ein Blutstrom hat dieses Kinderlächeln
überschwemmt.
Der Schrott hat diese Erwachsenenloblieder zum
Schweigen gebracht.
Glaube, Hoffnung, Barmherzigkeit
„sind zur Hölle gefahren".

Jenseits furchtbarer Niederlagen,
umgekehrter Siege,
verstümmelter Freiheiten
brüllt der Krieg „Tod!"

Sie sind alle dort
in der Tiefe des Abgrunds
über ihre Brüder lachend,
die Lebendigen,
diese Apostel des Unglücks,
die bloß im Staub zu weinen,
am Rand der Gräber zu seufzen verstehen.

Die Kinnladen der Skelette
krachen und dehnen sich
mit einem einzigen lauten höhnischen Lachen,
wenn diese Wehklage der Schatten, die gut im
Fleisch stehen,
bis zu ihnen gelangt.

„Plumpe, hybride Wesen,
wäre es euer Unglück,
gäbe es für jedermann einen Platz in der Sonne
und man überleben könnte, was alleinig
angemessen schien,
gelebt zu werden?

Ihr werdet immer aus dem Spiel sein:
ihr findet euch mit euch ab,
ihr werdet euch niemals hingeben, geblendete,
ausgestrahlte Pupillen, in Brand gesteckte Münder,
brennende Bäuche
in dem wohltuenden Gemetzel.

Ihr habt zuviel auf den Friedhöfen der Geschichte
zu tun,
ihr habt zuviel zu denken
in eurem armen schweren Kopf,
zuviel zu sagen mit euren bitteren Lippen,
denen alle Zusammenhanglosigkeiten entschlüpfen.

Ihr habt auch
zuviele Reichtümer
mit euren leeren Händen zu verschwenden.
Plumpe ... hybride Wesen,
euch ist noch nicht hinreichend bekannt,
daß bloß der Augenblick gelebt werden will,
ihr zieht es vor, Wunder hinauszuschieben,
die ihr bloß euch selbst zu verdanken habt.
Was euch an Existenz bleibt,
rieselt wie Sand durch die Finger
und ihr laßt es geschehen,
unbeweglich,
oder ihr beschleunigt euren Untergang
im stoßweisen Rhythmus mechanischer Puppen,
oder ihr insistiert schwerfällig
mit eurer ganzen weitblickenden Vernunft,
mit eurer ganzen zweckdienlichen Weisheit.

Ja, eure Tränen geben Anlaß zum Lachen.
Wenn ihr es von jetzt an nicht versteht,
„euren Pflug und eure Pflugschar über die
Knochen der Toten zu fahren",
so wird bald
unsere *Hölle* den Erdball bedecken:
Blitze,
Erdsplitter,
kostbare Edelsteine
werden euch in einem tönenden, absurden und
glänzenden Chaos
mitten ins Herz treffen.

Corrida

für Michel Leiris

Liebe Freunde,

vergeßt nicht Euer Versprechen, über die Corrida Bericht zu erstatten. Glaubt Ihr, daß das dieselbe Verspätung erleiden kann wie die bibliographischen Berichterstattungen?

Hat der Stier das *ganze* Blut seiner Lungen ausgespuckt, wie bei *meiner* ersten Corrida? Der Blutgeruch stieg bis zu den hochgelegensten Bänken auf, bis zu den am weitesten von der Arena entfernten Plätzen, wo ich zwischen einem Rindviehhändler saß, der wie ein Hirsch erigierte, und einem tränenüberströmten jungen Mädchen, das von ihrer Schwester weggeführt wurde (unterdessen eine Spanierin). Das ist sehr langwierig gewesen. Unbegreiflich, wie der Stier noch immer auf den Beinen war ... Als ob er ganz einfach kotzte. Er blieb so, bis er auf seinen vier Füßen mit einem sehr sachten Wiegen schwankte ... dann sind die Vorderfüße ins Wanken geraten, er ist in der Lache auf die Knie gefallen (er hat sein Gebet verrichtet) und schließlich ist er auf die Seite gefallen. Diese Verwundung ist, so scheint es, sehr ungeschickt, sehr ekelhaft und das Publikum hat es bewiesen oder glaubte es zu beweisen, indem es wie aus einem einzigen Mund pfiff. In diesem Augenblick änderte sich das Wetter, ein bleierner Himmel bedeckte wieder diese Schlangengrube, und ich bin gerade noch bei dem letzten Sonnenstrahl vor dem Gewitter gegangen.

Ja, wirklich, an jenem Tag wäre es besser gewesen, Feuer an die Arenen zu legen. Vielleicht war es letzten Sonntag ganz „herrlich"?

Laure

Vorabdruck aus Laure, Schriften, München 1980. Die Texte sollen zum April des Jahres im Verlag Matthes & Seitz erscheinen.

* * *

Vorspiel
– Annäherung an eine andere Schreibweise

Die Diskussionen über das „Frausein", über das Weibliche, haben sich in der Frauenbewegung bekanntlich in zwei Lager geteilt: Eingedenk ihres Aufbruchs, der da war Frausein zu verweigern, sind die einen um ihre eigene Aufhebung bemüht. Die Geschlechterdifferenz wird dabei als ein Mittel zur Festschreibung der Spezifik der Frau verstanden, die als solche nur im Netz einer patriarchalen Logik verfängt. Das geschlechtsspezifische Egalitätsprinzip, die Emanzipation, scheint am geeigneten, den Kampf gegen die sozialen, politischen und ökonomischen Ungerechtigkeiten zu leiten: Erst das soziale Wesen, das keine Frau mehr ist, kann nicht mehr Objekt einer Unterdrückung durch das Spezifische sein. Die anderen sind der Meinung, daß es ganz und gar nicht erstrebenswert ist, sich gemeinsam mit den Männern in Macht und Verantwortung zu teilen bezüglich der aktuellen kulturhistorischen Situation, deren Frauen- bzw. Lebensfeindlichkeit sie anprangern. Da scheint es sinnvoller, sich die Hände zu waschen, auf die offensichtliche Anteilslosigkeit daran zu verweisen und auf einer Andersheit zu beharren. Doch die Imagination eines genuin Weiblichen scheitert an der eigenen Geschichtslosigkeit, wenn sie vermeintlich von vorne anfängt: auf dem Land und in der Natur und selbstgezimmert, mit Glücksmöglichkeiten besonders für die nächste Generation, die es natürlich erst noch anders zu gebären und zu erziehen gilt. Da vollzieht sich nur zu schnell ein Rückgriff auf die vorgegebenen Bilder und Zuschreibungen, die sich leicht wieder in die traditionellen ergänzungstheoretischen Deutungsmuster einfügen.

Und doch haben Frauen nun eigene Geschichte gemacht: Die Frauenbewegung. Und in dem Maße, wie sich eine bereits historische Entwicklung vollzieht: Zugang zu sozialem Status, ökonomischer Unabhängigkeit, politischen Positionen; Aufbau autonomer Projekte u.a. als Selbsterfahrung, Selbstbewußtwerdung, Identifikationsangebote usw., entsteht ein zunehmendes Bewußtsein darüber, daß die entwickelten Fragestellungen und Alternativen die besondere Situation, in der sich die Frauen befinden, nicht zureichend erfassen.

Wenn ich das alles vorangestellt habe, so nur, um den Bedürfnissen nach Einordnung des Problems und der Notwendigkeit zu seiner Darstellung zu folgen. Ein Bedürfnis und eine Notwendigkeit, die nicht unwidersprochen bleiben sollen: Weit davon entfernt, einem rein deduktiven Vorgehen verpflichtet zu sein, oder einem äußerlichen Modell zu gehorchen, haben die Kämpfe der Frauen keinen Anfang und kein Ende und entziehen sich weitgehend jeder Beurteilung. Frauen – und damit sind keine biologischen und physiologischen Besonderheiten identifiziert – das sind vor allem diejenigen, die die Differenz markieren, als das Dazwischen des Begehrens nach Ausdehnung und seiner ständig stattfindenden Beschränkung. Sie sind die Bewegung des Nicht-Eingelösten, sie verhelfen dem Mangel zum Ausdruck, sie halten ihn in Schwebe. Ohne sich dabei Vorstellungen von den Qualitäten möglicher Auflösungen des Unerfüllseins anheimzugeben, die diese Bewegung erstarren ließe, sie als Wert festsetzt, wiedereinfügt. Sondern indem sie dem Bedürfnis nach jeglicher Vereindeutigung Widerstand leisten durch ein Spiel von Rollenbesitz und Rollenwechsel im gesellschaftlichen Zusammenhang, in Macht und Sprache. Z.B. durch die Verweigerung der angeblich natürlich-weiblichen Fähigkeiten in der absichtsvollen „Entwirklichung" eines Alltags, der die Zähmung sinnlicher Qualitäten, ein Funktionalisieren des Körpers ist. Um auf den Spuren eines neu entstehenden gegenseitigen Begehrens die Verdrängungen einzuholen, die sie/uns zu Töchtern des Vaters, zu Ehefrauen und Müttern machen.

Oder z.B. durch die Verweigerung von Denkweisen, die Weibliches auf entsprechende Weise festschreiben: Die Opposition Männlich/Weiblich setzt dem Mann ein anderes entgegen, das er nicht restlos in sich auflösen kann. Im abendländischen (rationalistischen) Denken bleiben Männlich und Weiblich aber sowohl in ihrem Gegensatz (Differenz) als auch in ihrer Versöhnung (Mensch) aufeinander angewiesen. Das Andere, das Weibliche, ist deshalb nicht in seiner ganzen Radikalität zu denken, die ein Verdrängtes bleiben muß.

Die Wiedereinholung, bzw. Annahme des *verdrängten* Weiblichen erweist die Identitäten des Weiblichen in Gesellschaft und Sprache als Begrenzung einer bestimmten Auffassung davon und nicht als Grenzen des Weiblichen überhaupt. Dessen Entgrenzung könnte vielmehr seine internen Projektionen mit einer Funktionsweise konfrontieren, die ihren Platz außerhalb dieser Logik hat, und die, sich äußernd, deren Zerstörung herbeiführt.

Doch wie es beschreiben? Welche Worte finden für das, was sich derart äußern soll? Im Besitz einer Sprache und besessen von einer Sprache, die „ausgesprochen verdinglicht, sprechend verdinglicht" wird es schwierig sein, eine der Thematik des Mangels und der Abwesenheit angemessene Begrifflichkeit zu entwickeln, um ihre *Wiederkehr* zu ermöglichen. Weibliches etwa, als das Geschlcht, „das nicht eins ist", „das sich selbst berührt"?

Damit ist offensichtlich keine semantisch zulässige Situation beschrieben, da bekanntlich das genus kein Genuß ist, sondern eine differentia specifica. Und doch dürfen wir der Beschreiberin, Luce Irigaray, unterstellen, daß sie die gemeinsame Sprache beherrscht, ihre Aussage also nicht fälschlich, sondern absichtlich gegen die Semantik formuliert hat. Sie darf folglich weder schlicht als falsch, noch naiv als Wirklichkeit repräsentierend verstanden werden. Sie ist vielmehr deutungsbedürftig und zwar in einer Richtung, die durch das Absichtsvolle der Formulierung nahegelegt wird. Weibliches erhält dabei eine metaphorische Bedeutung und damit die Fähigkeit mehr zu sagen, als die Rede zum Ausdruck bringt und zwar dadurch, daß es *als* sprachliche Form funktioniert, die eine Überprüfung ihres Bezugs außerhalb ihrer selbst provoziert. Wenn nämlich Weibliches zugleich in seiner Differenz zur Wirklichkeit *und* als Modell von Wirklichkeit verstanden wird, kann es in einen Deutungsprozess hineingezogen werden, der den Wirklichkeitsbezug nun erst herstellt.

Damit sind wir bereits an die internen Grenzen vernünftigen Sprechens gestoßen: Doppelsinnigkeit, Selbstberührung, Selbstbezug u.ä. sind logisch nicht realisierbar. Es wird deshalb darum gehen, ein Spiel zu wagen: Weibliches bzw. Weiblichkeit in ein Frage- und Antwortspiel zu verwickeln, dessen Sinn und Widersinn nicht nur den Verstand als erste Instanz in dieser Frage nach der Weiblichkeit entsetzt, sondern ihn sogar in Abhängigkeit zur Weiblichkeit versetzt.

Dieses Spiel mit den Projektionen des Weiblichen ist in dem Maße Spiel, wie es diese Projektionen nicht seiner sinnlichen Substanz beraubt, das heißt auch, daß es seinen Ausgang nicht kennt, für keinen Sinn den Körper funktionalisiert. Und es ist in dem Maße Vorspiel, wie es zur Vor-Eröffnung aller Relationen und Differenzen wird.

VERDOPPLUNG

Weibliches als in sich selbst geschieden – jeweils Repräsentation und *materieller Widerspruch* – erzeugt aufgrund einer solchen Verdopplung eine radikale semantische Veränderung: Die ein und dieselbe Möglichkeit eröffent sowohl das Verhältnis zur Repräsentation, zum Bedeutungssystem, als auch das Verhältnis zu einem ganz *Anderen.* Dieses Andere kann, insofern es die Bedingung für jedes Repräsentationssystem ist, nicht selbst ein Teil davon sein und kann ihm folglich nicht einverleibt werden. Es ist das, was sich hinter den Widersprüchen und Lücken des Sprechens trotzdem mitteilt und Aufschluß gibt über die Unzulänglichkeiten und Mangelhaftigkeiten der Sprache, bzw. deren Fähigkeit Wirklichkeit (ab)zubilden, über den Bereich des Vor/Außer/Nachsprachlichen. Denn Sprache versagt als Darstellungsmittel für Prozesse und Strukturen wie Bewegung, Werden, Lebendiges, Materielles, Unbewußtes. Dafür steht nicht zuletzt ein Theorem der Psychoanalyse, das besagt, daß ein Körper erst durch die Sprache zu einem Körper wird, daß erst die Erfahrung der An- oder Abwesenheit des Phallus eine Körperwerdung, bzw. erst die Erfahrung der Kastration eine Sprachwerdung bewirkt. Lacan hat in seiner strukturalistischen Wiederaufnahme dieses Theorems den Begriff „transzendentaler Signifikant" gefunden, um den Beitrag des Phallus zur Sprachwerdung zu verdeutlichen.

„Phallus" ist nur ein Wort in einer ganzen phallischen Etymologie, die eine im wesentlichen gegenstandstheoretische Tradition als kategoriale Mittel zur Darstellung von Wirklichkeit zur Verfügung stellt. Sprache bewegt sich nämlich hauptsächlich auf dem Boden von Assertionen. Wenn man also einen Satz produziert, läßt man Sein zu und damit Ontologie. Denn seit der „Metaphysik" des Aristoteles steht der weitverbreitete Verbalausdruck „ist" vor allem für alles und jedes, von dem man sagen kann, daß es ist, daß es sich als Seiendes bezeichnen läßt. Eine Untersuchung über den Zusammenhang von Ontologie und Semantik bei Aristoteles weist darauf hin, daß „Aristoteles sich in seiner Ontologie in erster Linie am „ist" im Sinn der Kopula orientiert und ... daß er auch dieses „ist" als „ist" eines „Seienden" versteht ... Indem nun die Formel „das Seiende als Seiendes" gleichwohl maßgebend bleibt, wird die an sich aus der Gegenstandsproblematik hinausführende formalisierende Betrachtung in eine gegenständliche Theorie zurückgeholt." (1) Es „ist" also nur alles das, was seiend ist im Sinn von „existiert" (von ex-sisto), zu deutsch: was heraustritt, sich zeigt.

„Formale Ontologie und Logik haben beide den Zweck, die Welt in Strukturen abzubilden. In anderen Worten: Seinsunterschiede spiegeln sich in der Logik als Strukturunterschiede und Seinsgleichheit ist theoretisch equivalent mit Strukturgleichheit. Verschiedenen Graden der Komplexität der Wirklichkeit müssen deshalb korrespondierende Komplexitätsgrade der Struktur entsprechen. Das formale Grundthema der klasischen Logik ist das parmenideische sich selbst gleiche, unmittelbare Sein-überhaupt, in dem alle Unterschiede des partikulär Seienden in ihren Grund und Ursprung zurückgegangen sind. Dieses universale Sein *und nichts anderes* wird durch den solitären positiven Wert der klassischen Logik designiert." (2) Grundoperation dieses seit Aristoteles überlieferten begrifflichen Denkens ist die Negation, die nichts Neues produziert, sondern die Grundbedingung von Sein-Überhaupt in einem streng symmetrischen Umtauschverhältnis wiederholt. Obwohl die Kontingenz des Materiellen für immer im Begriff unaufhebbar geworden ist, wird durch die Symmetrieforderung des Denkens eine Isomorphie von Logik und Sprache hypostasiert. Dadurch, und zwar seit der Wegweisung des Parmenides, scheint für uns eine Sprache, die das Besondere des Negativen *als* Negatives bezeichnen könnte unerreichbar geworden: „Wohlan, so will ich denn sagen ... welche Wege der Forschung allein zu denken sind: der eine Weg, daß IST *ist* und daß Nichtsein nicht ist, das ist die Bahn der Überzeugung (denn diese folgt der Wahrheit), der andere aber, daß NICHT IST *ist* und daß Nichtsein erforderlich ist, dieser Pfad ist, so künde ich dir, gänzlich unerkundbar; denn weder erkennen könntest du das Nichtseiende (das ist ja unausführbar) noch aussprechen." (3)

Doch allzusehr am „Unaussprechlichen" interessiert, verdeutlichen wir uns das Funktionieren der Negation, um deren hierarchische Struktur und deren subordinierendes Moment herauszustellen und um unsere Strategie der Verdopplung dort einzuführen: Die Sprache deren Abhängigkeit vom Identitätsprinzip wir gesehen haben, führt damit auch gleichzeitig eine lineare Bewegung aus. Auf dieser Linie alternieren Sein und spiegelbildliches Nichts, deren formale Symmetrie von bejahender und verneinender Aussage alles begrifflich formulierbare begrenzt. Identitätsprinzip und Linearität garantieren die *hierarchische* Struktur des Denkens, denn trotz und wegen der Symmetrie zwischen Sein und spiegelbildlichem Nichts zählt bei aller Linearität der Anfang am meisten und zwar deswegen, weil zwischen Urbild und Abbild ein numerischer Unterschied besteht. Und innerhalb einer Logik des Gleichen sind wir geneigt, natürlich das Erste, Eine, Urbild für wirklicher, wesentlicher, wahrer als das Zweite, Viele, Abbild zu halten. Dieses wurde durch die Negation erzeugt, die ja nur das, was man schon längst weiß, in einem spiegelbildlichen Medium wiederholt. Wenn man also das Abbild wiederum negiert, kehrt man unvermeidlich zum Urbild zurück. D.h., die Negation ist zwar gut genug, ein Abbild zu erzeugen, wird aber als Prozeß mit seinem Ergebnis und dieses wiederum mit seinem Anfang identifiziert. Die doppelte Negation ist, wie wenn „nichts" gewesen wäre.

Ich möchte zwar beileibe nicht in freier Abwandlung davon behaupten, daß zwei Frauen so gut wie ein Mann sind. Und doch sind die Frauen zunächst und immer schon mindestens zwei. Sie sind das Geschlecht, „das nicht eins ist", noch auch als zweimal eins identifizierbar wäre, noch auch einfach an zweiter Stelle kommt. Obwohl die Dichotomie

Männlich/Weiblich es so vorschreibt: Da der zur Bezeichnung bestimmte, und damit positiv *gewordene* Wert, der Phallus, grundsätzlich alles überhaupt Denk- und also Sagbare umgreift, vertritt der *andere* und somit *zweite* Wert, die Weiblichkeit, den ontologischen Ort des Nichts.

Es wird darum gehen, diesen ontologischen Ort des Nichts, den Schauplatz des Weiblichen, wieder ins Spiel zu bringen. Und zwar nicht als Negation, wie sie logischerweise eine Opposition, also eine Dichotomie artikuliert und somit phallisch reduzierbar ist. Wenn nämlich der positiv gewordene Wert, der Phallus, schon auf das Sein hingewiesen hat, kann die als Wiederholung charakterisierte Negation auf nichts anderes als auf ihn hinweisen. Die Eigenschaft der Nicht-Designation ist also im Wiederholungscharakter der Negation begründet. Und es ist schwer vorstellbar, wie eine andere und irreduzible Negativität das „Andere" als Strukturdifferenz bezeichnen könnte, gegenüber einem Sein, das die Auflösung aller Unterschiede in der Einheit ist. Denn wie kann diese Negativität sich die Mittel dazu verschaffen, wenn sie sich keiner Präsenz anheimgibt und somit nicht darstellbar ist?

Hat man erst einmal die so erzwungene sprachliche Enge unseres Denkens begriffen, so bleibt trotzdem festzuhalten, daß Sprache sehr viel mehr ist, wenn man darunter nicht nur Rationalisierungsbemühung versteht. In ihr gibt es mythische, mystische, spekulative, poetische, unbewußte usw. Komponenten, die sich jedoch anscheinend allen Rationalisierungsbemühungen entziehen und „nur emotional" erfahrbar scheinen. Wenn man nicht, wie es unsere Absicht ist, der doppelzüngigen Schlange gleich, mit mindestens zwei Zungen redet, um diese Trennung zu hintergehen.

. . . UND VERSCHIEBUNG

Ein „Jenseits" der beschriebenen Dualität offenbart sich z.B. im Mysterium: Das Nichts wird dabei zum Attribut eines Gottes, jenseits der Selbstverneinung des Seins. Der Begriff des Mysteriums weist bereits seiner Definition nach auf das noch Verborgene, auf die Möglichkeit hin. Offenbaren ist denn auch eine Erfahrungsweise, die nicht über den Verstand vemittelt ist. Sie ist die Selbstbekundung Gottes. Ein derart Erscheinendes ist ein Erscheinen seiner selbst und für sich selbst. Im mystischen Sprechen bedeutet „Doppelzüngigkeit" demnach, *gleichzeitig* mit dem Verstehen von Außen, mit der Verdinglichung in der Sprache, eine *gegenläufige* Bewegung von Innen nach Außen zu vollziehen, ja sie zu privilegieren, um damit einen verborgenen, hinter den Erscheinungen liegenden Sinn zu sprechen. „Doppelzüngigkeit" heißt deshalb auch: in denselben Wendungen von dem „derart Erscheinenden" hinter dem „Erscheinenden" zu sprechen, bei dem Versuch einer inneren, einer anderen Erfahrung sprachlich mächtig zu werden, sie diskursiv einzuholen.

Bei dem deutschen Mystiker Jakob Böhme finden sich Ansätze zu einer Lehre von den „zweyen Zungen", die er folgendermaßen begründet: „Und wiewol wir hie keine Zunge haben, daß wir möchten diese Geheimniss nach der Sprache unserer Zunge zum Verstande bringen, so reden wir doch als ein Kund von seiner Mutter; dann die Mutter hat unser Gemüthe aufgenommen, und unser Sinn sencket sich in ihren Schoos, da wir dann im Lichte sehen und erkennen unsere Mutter, und reden also von unserer Mutter Haus, und von ihrer Speise. Und ob wir die Sprache nicht wol können, so verstehen wir sie aber im Sinn gar wol; und ursachet, daß wir die Sprache nicht haben, daß wir nach dem äußern Menschen gar ein fremder Mann in unserer Mutter Hause sind: dann der äußere Mensch gehöret nicht hinein, darum hat er auch nicht der Mutter Sprache, sondern redet mit dem Sinn des inneren Menschen und erreichet die Mutter. Darum werden wir allhier demjenigen, welcher nicht in Gott geboren ist, stumm seyn: denn wir sind nach dem äußeren Menschen in dieser Welt, und nach dem inneren in Gott, darum redet der Sinn des Gemüths vom Himmelreich; der äußere Geist, welcher vom Principio dieser Welt erboren ist, redet von dieser Welt, und der innere aus Gott geborene, redet von der inneren Welt. So wir dann aus beyden geboren sind, so reden wir aus zweyen Zungen: also werden wir auch von zweyen Zungen verstanden werden, da eine dieses wird spotten, und die ander hoch belieben, dann ein ieder Geist nimt das Seine." (4)

Der Spaltung des Menschen in einen „inneren" von Gott geborenen, und einen „äußeren" vom „Principio dieser Welt erborenen", entspricht die Spaltung der Zunge in eine Gedoppelte. Doch diese nun zweigeteilte Zunge kann sich jeweils nur derselben Worte bedienen, da wir „hie keine Zunge haben, daß wir möchten diese Geheimniss nach der Sprache unserer Zunge zum Verstande bringen." Trotzdem ist damit die Möglichkeit zu mehr als nur einer Sinnkategorie angedeutet, denn dieser Schritt von der Einsinnigkeit zur Doppelsinnigkeit wird von Böhme in einer Weise vollzogen, deren konsequente Begrifflichkeit auf die Spuren des Werdens außerhalb ihrer selbst verweist. Einem Denken, das den Ursprung in Gott über alles betont und den Schöpfungsvorgang als Gebären versteht, fallen dabei viele Worte des Weiblichen ein. Gott wird zur „ersten Mutter aller Dinge", „offenbaren" zum „gebären". Aus dessen Kontraktionsbewegungen „aufschließen" und „einschließen" entsteht die Natur und ihre erste Bewegung. Und die Sprache. Denn „schließen" hat auch unmittelbar mit der Sprache zu tun: umschließen, fassen, zerstückeln. Diese „neuerliche Kontraktion der Kreatur ist ihr Verhängnis, denn sie bedeutet Fassung eines eigenen Willens *und* Selbstverfinsternis." (5) Und zwar deshalb, weil die Fassung des eigenen Willens einer „Selbstvergottung der Kreatur" entspricht. Diese Verkennung des Ursprungs führt zwar zu einer Sprachwerdung, doch gleichzeitig auch zur Stummheit: Zur gegenseitigen Stummheit der beiden Zungen gegeneinander. Um diese Stummheit, die der Vermittlung des „äußeren" mit dem „inneren" Menschen, bzw. des Menschen mit Gott im Wege steht zu überwinden, muß, so Böhme, der „eigene Wille ... wieder in die erste Mutter, die ihn geboren hat." Es bleibt offen, ob dieses Aufgehen des eigenen Bewußtseins in Gott nicht wieder auf ein Einswerden hinausläuft, aber mit dem Bild der doppelzüngigen Schlange, die sich in sich zurückkrümmt und in den Schwanz beißt ist zumindest eine zyklische Struktur gegeben, die es ermöglicht, das „Aufschließen" und „Einschließen", das Gebären und Verschlingen usw. in einer heterarchischen Zuordnung zu verstehen.

Die Hypostasierung des archaischen Symbols der „Schwanz-im-Maul-Schlange" zur Vorstellung von einem in sich geschlossenen Kreis würde allerdings nur einmal mehr ein

Sinnbild der Symmetrie beschwören. „Doppelzüngigkeit" als strukturelle Möglichkeit zu etwas Neuem ist aber weder Innen noch Außen, weder Stummheit noch Gerede, wenn ihre Spaltung sich im *Negativen* vollzieht.

Damit ist die Möglichkeit zu einem *heterogenen* Negativen, zu einem *anderen* Weiblichen gegeben. Weiblichkeit, als „das Geschlecht, das nicht eins ist" weist auf zusätzliche Zäsuren, Teilungen und Differenzierungen auf der Seite des Weiblichen, Negativen hin, die die Dichotomisierung von ontologischem Sein/Nichts bzw. semantischer Positivität/Negativität überwinden, dadurch, daß Negativität nicht mehr ohne Rest auf Positivität abgebildet werden kann. Die „doppelte Negation" führt nicht mehr zur Positivität zurück, die so erweiterte Negativität läßt sich nicht mehr unterordnen. Sie ist nebengeordnet, bzw. *heterarchisch.* D.h. neben dem einen Ursprung gibt es noch andere, wo nicht einer sich zurückführen läßt auf den anderen, sondern die nebeneinander, gleichursprünglich, bestehen.

Die andere Weiblichkeit, die heterogene Negativität, eröffnet den Schauplatz für Denkweisen und Praktiken, deren Besonderheit Weiblichkeit, als „das Geschlecht, das sich selbst berührt" angibt: Die *selbstdesignierende* Negativität hintergeht die klassische Koinzidenz von Positivität und Designation. Mit diesem Positionswechsel ist eine Entflechtung und *Verschiebung* eingeleitet, die jeden dichotomisierenden Symmetriezwang unwiderruflich in Asymmetrie umschlagen läßt. Mit der erweiterten Negativität ist ein Feld gegeben, das nicht mehr der Formkonzeption unterworfen ist, sondern das ein komplexes Zusammenspiel von Negationsrelationen und Negationszyklen entfaltet. (6) Damit ist auch der Ort bestimmt für eine andere Schreibweise, die dem Reichtum an Struktur gewachsen wäre. Denn erst durch die Überwindung der Form entsteht Struktur. „Die klassische Logik ist reine Form und liefert nur eine Komponente der Struktur, genau so, wie die *isolierte* Heterarchie, d.h. das zyklische, resp. das Kreis-Verhältnis, reine Form und zweite Strukturkomponente ist. Erst die Verbindung beider ergibt eine volle Struktur. Und letztere ist schon mehr als Form" (7)

So verstanden, veranschaulicht sich Struktur niemals für nur eine Wahrnehmungsweise. Form wird durch das Evidenzprinzip zur Selbstgegebenheit gebracht, also durch Präsenz, während sich Struktur erst durch eine doppelte und gegenläufige Wahrnehmung, Sammlung, Aneignung, Lektüre usw. erschließt. Die Sprache als taugliches Mittel ist damit zunächst abgewertet. Ein anderer Mystiker, Meister Eckehart, findet so auch nur negative Spiegelungen derselben, um Gotteserfahrung zu Wort zu bringen: „Siehst du irgendetwas oder fällt irgendetwas in dein Erkennen, so ist das Gott nicht; eben deshalb nicht, weil er weder dies noch das ist ... Sankt Augustin sagt: Was man von Gott aussagt, das ist nicht wahr; was man aber von ihm nicht aussagt, das ist wahr ... Gott, der ohne Namen ist – er hat keinen Namen, ist unaussprechlich, und die Seele ist in ihrem Grunde ebenfalls unaussprechlich ..." (8)

DAS UNAUSSPRECHLICHE

Der Mythos formuliert anläßlich der Mann/Frauwerdung in der Genesis: „Und als Lilith verstand, was geschah, sprach sie den Unaussprechlichen Namen Gottes aus und flog davon durch die Lüfte." Im Gegensatz zur individuellen Glaubenstätigkeit in der Mystik, bringt der Mythos kollektive Urerlebnisse zum Ausdruck. Um also die Bewegung des „Unaussprechlichen" nicht nur im Besonderen, sondern auch im Allgemeinen nachzuvollziehen, wenden wir uns der Schöpfungsgeschichte zu, jener mythologischen Be- und Entgründung jeglicher Wortgewalt, als Gott sprechend erschuf. Zumindest in der ersten Version in der Bibel, der elohistischen, als Gott noch nicht einer war.

Und Gott sprach, nachdem er qua Sprechen seine Schöpfung geschaffen hatte, um diese zu vollenden noch einmal: „Laßt uns Menschen machen, ein Bild das uns gleich sei, die da herrschen über die Fische im Meer und über die Vögel im Himmel und über das Vieh und über die ganze Erde und über alles Gewürm, das auf Erden kreucht. Und Gott schuf den Menschen ihm zum Bilde, zum Bilde Gottes schuf er ihn und schuf sie einen Mann und ein Weib." Dieser biblische Text schreibt sich weiter in apokryphen Texten, wie folgendem: „Nachdem der Herr den ersten Menschen, Adam erschaffen hatte, sprach er: „Es ist nicht gut für Adam, allein zu sein." Er schuf eine Frau, ebenfalls aus Erde, und nannte sie Lilith. Sie stritten sich sofort. Sie sagte: Ich will nicht unter dir liegen. Er sagte: Ich will nicht unter dir liegen, sondern über dir. Sie antwortete: Wir sind beide gleich, weil wir beide aus der Erde stammen. Keiner hörte auf den anderen. Als Lilith verstand, was geschah, sprach sie den Unaussprechlichen Namen Gottes aus und flog davon durch die Lüfte. Da stand Adam und betete zu seinem Schöpfer und sprach: Das Weib, das du mir gegeben hast, ist von mir gegangen. Sogleich schickte der Herr drei Engel hinter ihr her. Und der Herr sprach zu Adam: Will sie zurückkehren, so ist es gut, will sie aber nicht, so muß sie es auf sich nehmen, daß täglich hundert von ihren Kindern sterben. Und die Engel gingen ihr nach und fanden sie schließlich im Meer, in den reißenden Wassern, in denen dereinst die Ägypter ertrinken sollten. Und die Engel erzählten ihr, was der Herr gesprochen hatte, und sie wollte nicht umkehren " (Alphabet von Ben Sira).

Die Bibel schreibt dieses Geschehen selbst nocheinmal in einer zweiten jahwitischen Version: „Und Gott der Herr machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele. Und Gott der Herr pflanzte einen Garten in Eden gegen Morgen, und setzte den Menschen drein, den er gemacht hatte .... Und Gott der Herr spach: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei; ich will ihm eine Gehilfin machen, die um ihn sei. Denn als Gott der Herr gemacht hatte von der Erde allerlei Tiere auf dem Felde und allerlei Vögel unter dem Himmel, brachte er sie zu dem Menschen, daß er sähe, wie er sie nennte, denn wie der Mensch allerlei lebendige Tiere nennen würde, so sollten sie heißen. Und der Mensch gab einem jeglichen Vieh und Vogel unter dem Himmel und Tier auf dem Felde seinen Namen; aber für den Menschen ward keine Gehilfin gefunden, die um ihn wäre. Da ließ der Herr einen tiefen Schlaf fallen auf den Menschen, und er entschlief. Und nahm seiner Rippen eine, und schloß die Stätte zu mit Fleisch. Und Gott der Herr baute ein Weib aus der Rippe, die er von dem Menschen nahm, und brachte sie zu ihm. Da sprach der Mensch: Das ist doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch; man wird sie Männin heißen, darum, daß sie vom Manne genommen ist."

Im ersten Bibelbericht *spricht Gott zu sich selbst.* Dieses Sprechen ist der Prozess des Schaffens, des Werdens au-

ßerhalb von Gott. Doch mit der Formulierung „Und Gott sprach: Laßt uns den Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei ..." ist Gott als Subjekt des Sprechens in den Schöpfungsprozeß so hineingezogen, daß er sich darüber als Schöpfer nun überhaupt erst erfährt. So enthüllt sich die opake Grundlosigkeit einer *Distanz* zwischen dem Subjekt und seinem Selbstbezug, die sich jeder identitätstheoretischen Vereinnahmung widersetzt. Doch damit ist an die Grundfesten unseres Denkens gerührt, denn Schöpfung ist für uns Bestand. Sie umfaßt den totalen Seinsbereich und ist scharf getrennt von einem als jenseits begriffenen absoluten Gott. Schöpfung aber als Geschehen aufzufassen, heißt hinter das Sein zurückfragen und durch das Vonwoher eine Relation außerhalb dieses Seins aufrechtzuerhalten, die es in Schwebe hält.

Diese Figur taucht als Demiurg in der Gnosis auf. Gotthard Günther greift deren Spekulationen über die Möglichkeit von absolutem Gott *und* Demiurgen als Schöpfer wieder auf und kehrt sie gegen die Platonisch-Aristotelische Metaphysik, bzw. deren Identitätstheorem, wenn er in seiner Interpretation der ersten Version des Schöpfungsmythos einen Identitätswechsel des Schöpfers verzeichnet. „Schöpfung ist in diesem Sinne ein Ausdruck für einen identitätstheoretischen Sachverhalt ersten Ranges. Derselbe besagt, daß es auf dem indirekten Weg, über die nach außen gerichtete Handlung, der Subjektivität gegeben ist, ihre Identität zu wechseln." (9)

In anderen Worten: Im ersten Bibelbericht ist ein Schöpfungsvorgang vorgestellt, in dem Bild und Abbild, die übrigens jeweils mehr als einer sind, da der Vielheit der Elohim die Menschen als Mann und Frau gegenüberstehen, durch eine iterierte Projektion der Handlung und nicht des Seins verbunden sind. Dadurch entsteht ein heterarchisches Umtauschverhältnis, dessen einzelne Glieder (noch) nicht auf ihre Bestimmung fixiert sind. Will der Mann nun innerhalb dieser Umtauschrelation versuchen, Bezeichnungsgewalt zu bekommen, so veranschaulicht der Lilith-Mythos dies als aussichtsloses Bemühen. Der Mann, in der Rolle desjenigen, der *einem* Gott nacheifert, sagt: „Ich will nicht unter dir liegen, sondern über dir." Doch für diesen Willen sind bislang keine Voraussetzungen gegeben, und so hat Lilith gut sagen: „Wir sind beide gleich, weil wir aus der Erde sind." Die Menschen sind untereinander nicht kommunikationsfähig, weil Mann und Frau in einem heterarchischen Umtauschverhältnis zueinander stehen, die aufgrund der Gleichursprünglichkeit ihrer Glieder keine Bestimmung zu Bezeichnendem und Nicht-Bezeichnendem vorsieht.

Im zweiten Bericht über die Schöpfung in der Bibel wird das Problem dieser Kommunikationsunfähigkeit des Menschen gelöst. In diesem Bericht hat der Monotheismus seine Herrschaft angetreten: Statt der Vielheit der Elohim gibt es jetzt nur noch den einen Gott, Jahwe. Dieser Gott taucht nun nicht mehr als sprechendes Subjekt-im-Prozess auf, er erschafft nur noch. Damit ist eine wichtige metaphysische Voraussetzung vollzogen: Denken, bzw. Sprechen und Wollen sind in ihren Produkten, dem Begriff und der Handlung identifiziert. Es ist im weiteren nun nur noch von den derart identifizierten Produkten die Rede, während der Prozess selbst ausgeschlossen bleibt. Dies weist auf folgende Notwendigkeit hin: Um sich der im ersten Bericht angelegten Zweideutigkeit zu entledigen, wird im zweiten Bericht Gott als Subjekt-im-Prozess abgezogen, nicht mehr zugänglich gemacht. Er, Jahwe, der mittlerweile *der Eine* ist, offenbart sich dem Menschen nur noch, indem er ihm den lebendigen Odem in die Nase bläst. Kraft dieser Offenbarung wird der Mensch nun seinerseits als Subjekt eingesetzt, zumindest teilweise. Denn der Mensch kann zwar bezeichnen, aber nicht sich selbst. Er hat zwar Bewußtsein, aber noch kein Selbstbewußtsein. Dazu bedarf es erst noch des Weibes. Diese „Gehilfin, die um ihn sei", ermöglicht durch ihr Um-ihn-herum-sein erst die Abgrenzung des Subjekts vom Objektiven. Als sein Komplement verhilft die Frau dem Mann erst und endlich dazu, sich selbst zu bezeichnen: Das ist doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch; man wird sie Männin heißen, darum, daß sie vom Manne genommen ist.

An anderer Stelle (10) habe ich in Anlehnung an Gotthard Günthers sinnanalytische Untersuchung des Schöpfungsmythos darauf hingewiesen, daß im Schöpfungsvorgang von Mann und Frau die verschiedenen ontologischen Wurzeln von Ich und Du mythologisch formuliert werden. Mit Ich und Du stehen sich also zwei Bewußtseinszentren gegenüber, deren eines, das Ich, aus dem irreflexiven Sein, der Erde, stammt, während das andere, das Du, aus dem bereits belebten Material, dem reflexiven Sein geschaffen wurde. Damit wäre mit dem doppelten Vorgang der Erschaffung der Frau als Du, bzw. als Lilith und Eva eine transsubjektive Allgemeinheit gegeben, deren Struktur aber in einem Weltbegriff, der die erste Singularität so erzeugt, wie er sie erzeugt, nämlich indem das Du, das Andere, das Weibliche nur als Komplement funktioniert, auch nicht annähernd erfaßt werden können. Ich habe dies der Verdrängung des heterarchischen Prinzips, wie es sich im Lilith-Mythos äußert zugeschrieben.

Die zweite Bibelversion erscheint als eine von allen Zweideutigkeiten gereinigte Fassung, nämlich als Verabsolutierung des hierarchischen Prinzips, wie es unseren Vorstellungen von Rationalität und Verständigungsmöglichkeiten entspricht. Denn eine heterarchische Ordnung des Logischen, bzw. die Vermittlung von heterarchischer und hierarchischer Ordnung scheint im Abstrakten nicht genügend fundiert. Was zum Wesen des nunmehr *einen* Gottes nicht paßt, ist nicht länger göttlich und wird durch Verschweigen geleugnet. Schöpfung ist Scheidung, denn Gott hat getrennt: Aus dem Einen geht die Dualität der zwei Dinge hervor, die auf einander angewiesen sind, aber getrennt bleiben, solange sie seiend sind. Nur die Wiederkehr des Nichtseienden bringt das Getrennte zusammen.

Mit einer dem Negativen zugewandten textuellen Praxis scheint eine Möglichkeit gegeben, hinter das Resultat der Schöpfung zurückzufragen. Dieses Resultat ist, wie wir gesehen haben, die Einsetzung von Denkgesetzen, die auf einer strikten Dualität von bezeichnender Positivität und bezeichnungsfreier Negativität beruhen. Das Werden dieser Dualität aber bleibt durch die eigenen Existenzbedingungen abgetrennt. Ein Zurückfragen hinter dieses Resultat der Schöpfung wäre also die Frage, durch welchen Prozeß im Ungeschaffenen eigentlich Geschaffenes zustande kommt. Wir haben bereits viel Wert darauf gelegt, herauszuheben, daß im ersten Bericht von der Schöpfung der Prozeß des Schaffens noch nicht abgetrennt ist. Wenn Gott

spricht und dann etwas wird, so sind dabei Handlung und Begriff noch nicht identifiziert. Deren Unabgeschlossenheit und der Mangel an Eindeutigkeit bringt vielmehr einen Zuwachs an Negativität mit sich, der im Lilith-Mythos seine Ausdrucksmöglichkeiten findet, wenn Lilith den *Unaussprechlichen* Namen Gottes *ausspricht.*

Damit hat sie den festen Boden unter den Füßen verloren. Sie ist in der Luft oder im Wasser, ausgeschieden von einer Ordnung des Festen, Eindeutigen. Ihr Ausschluß aus dem Bereich des Objektiven und Rationalen macht sie zu einer Bewohnerin des Fiktiven, des Imaginären, des Irrationalen, des Negativen. Nicht ohne des Nachts und im Traum wiederzukehren. Sie verfolgt die Männer, mit denen sie Dämonen zeugt, um sich so am patriarchalen Prinzip zu rächen und wer von ihr träumt, versucht zumindest dort, seine verdrängten Triebwünsche zu realisieren.

Lilith taucht in der Bibel selbst noch einmal auf. Bei Jesaja 34,14 wird sie unter den bösen Geistern und Tieren genannt, die am Tag der Rache Gottes die Erde verwüsten werden. Ich zitiere wie bisher die Luthersche Bibelübersetzung, die allerdings die Verdrängung Liliths so weit treibt, daß sie das hebräische Lilith mit Kobold übersetzt: „Da werden untereinander laufen Wüstentiere und wilde Hunde, und ein Feldteufel wird dem anderen begegnen; der Kobold wird auch daselbst herbergen, und seine Ruhe daselbst finden." Die Benennung Liliths als Kobold ist durchaus aufschlußreich. Entgegen dem heutigen Sprachgebrauch, der unter Kobold eher etwas heiteres, komisches versteht, bezeichnete dieser Ausdruck zu Luthers Zeiten ein böses, teuflisches Wesen. Kobold bzw. Kobalt nannte der mittelalterliche Bergmann ein damals unverwendbares Metall, das die Gewinnung von reinem Silber störte. (11) Man hielt es für Emanationen von bösen Berggeistern, Mischern, die die Reinheit stören. Luther verrät also mit seiner Übertragung nicht nur ein gutes Verständnis der Textstelle, sondern auch eine Vertrautheit mit der jüdischen Dämonologie, in der die Lilith als weibliches Gegenstück zu Sammael – dem Satan – eine große Rolle spielt.

In der Lilith des Alphabet von Ben Sira vermischen sich zwei verschiedene Traditionen – die der Lilith des Talmud und die der ‚ersten Eva' der Midrash-Legenden. Der Talmud schildert Lilith als ein Weib mit menschlichem Antlitz, Flügeln, langen Haaren und nymphomanischen Tendenzen (vgl. Erubin 100b, Niddah 24b, Shabbat 151b). Sie ist die Stammutter der Dämonen. (Bava Batra 73a) Im Midrash wird eine ‚erste Eva' erwähnt, die aber nicht Lilith genannt genannt wird. Judah, der Sohn des Rabbi Hija berichtet, daß Gott die Eva für Adam aus Sehnen und Blut gemacht hat. Doch als Adam sie sah, war er angeekelt. Deswegen ließ Gott sie ins Nichts zurückkehren und schuf eine zweite Eva. Dem Sohar zufolge wurde der erste Mensch als Hermaphrodit geschaffen. (Diese Ansicht wird auch an einigen Stellen in Talmud und Midrash vertreten.) Im Sohar läßt Gott den Menschen in einen tiefen Schlaf fallen und trennt dann eine Seite, die weibliche, von ihm. Diese Seite schmückt er wie eine Braut und führt sie zur anderen Seite, der männlichen. Der Sohar bringt diese Frau aufgrund alter Überlieferungen in Zusammenhang mit Lilith, die dann mit Adam lebt und von ihm Kinder empfängt. Aber „bis zu dieser Zeit jedoch war sie keine Hilfe für ihn, so wie geschrieben steht, ‚aber für den Menschen ward keine Gehilfin gefunden, die um ihn wäre.'" (Sohar 134b) Der Sohar läßt dann zwei Frauen zu: Eva, die ermöglicht, und Lilith, die verunmöglicht. Lilith lebt dabei in ständiger Eifersucht auf diejenige, die dem Mann zur Seite gegeben ist. Lilith hat mit Adam die dämonischen Kinder, während er mit Eva die menschlichen Kinder hat. Mit Lilith und Eva werden also zwei Sphären vorgestellt, die durch eine Wertung verbunden sind: Die Eifersucht der halbmenschlichen Sphäre auf die menschliche Sphäre. Und doch wäre die Ruhe der halbmenschlichen Sphäre, der Lilith nicht in dieser Ordnung gegeben. Warum also diese Heimsuchungen, wenn Jesaja doch eine ganz andere Ruhestätte für die Lilith vorschreibt: Unter unreinen Nachttieren und menschenfeindlichen Pflanzen, wo der Tag und die Nacht durch ewigen Rauch aufgehoben sind.

Hier wird deutlich, für welche Angst die Lilith steht. Wenn sie nämlich aus der Schöpfungsgeschichte verdrängt ist, kann mit ihr nur ein Rückfall vor dieselbe gemeint sein: Unordnung, Unreinheit, Angst, Irrationales, Chaos, das Ende der Zivlisation, der Menschen und domestizierten Tiere, das Ende der Benennungen. Ich zitiere die Schrekkensvision des Jesaja: „Daß seine Herren heißen müssen Herren ohne Land, und alle seine Fürsten ein Ende haben müssen." (Jesaja, 34,12) Die „unaussprechliche" Übertretung des Gesetzes durch Lilith betrifft alles das, was verschwiegen bleiben soll, was ohne Worte bleiben soll, um es zu sagen: Der Körper der Frau, die Topographie des Weiblichen: Körperlichkeit, Dezentrierung, Diffusität, Selbstberührung, Doppelzüngigkeit, Schweigen.

In der Schlange des Sündenfalls kehrt diese Figur noch einmal wieder. Der Sündenfall beschreibt bekanntlich die erste Reflexion des erwachenden Bewußtseins: In der Scham liegt die Scheidung des Menschen von seinem natürlichen und sinnlichen Sein. Damit ist der Übergang von Sein als Natur zur Geschichte als Realdimension der menschlichen Subjektivität gegeben. Um diesen Übergang zu bewältigen, bedarf es noch einiger Gewalt, damit die notwendigen Bedingungen zur Angabe von nur einer Wahrheit formuliert werden können.

Das 3. Kapitel im 1. Buch Mose beginnt mit den Worten: „Und die Schlange war listiger denn alle Tiere auf dem Felde." Damit ist die doppelzüngige Schlange als doppeldeutiges Wesen eingeführt. Als Tier und Untier. In der Kaballa ist sie „Leviathan, die einschmeichelnde Schlange, die Sammael ist und Leviathan, die vielfach gewundene Schlange, die Lilith ist." (Buch Emek – Ammeleh, XI) In gnostischen Kulten hat sie zwei Namen, sie ist Michael (himmlisch) und Sammael (teuflisch). In der ägyptischen Mythologie ist die Schlange die bleibende Urgestalt, oder besser Gestaltlosigkeit, die im Uroboros, der Schwanz-im-Maul-Schlange als weltumringendes, regenerierendes Nichtsein gesehen wird, sie ist „die anschaulich gemachte, weltumspannende Grenze zwischen Welt und Nichtwelt, zwischen Sein und Nichtsein." (12) Die Schlange, die sich in den Schwanz beißt, ist ein Sinnbild für Gebären und Verschlingen, für Anfang und Ende, für Leben und Tod. Sie verweist mit ihrer ringförmigen, zyklischen Struktur auf die Gleichursprünglichkeit ihrer Glieder und damit auf das heterarchische Prinzip der Lilith. Wiederaufgetaucht ist sie jüngst als Problem der Selbstbezüglichkeit in der Grundlagenforschung der amerikanischen Kybernetik. Varelas „Calculus for selfreference" führt zusätzlich zu Positivität und Negativität einen dritten Wert ein, der die zyk-

lische Form der Schlange hat: „□", um mithilfe einer zirkulären Struktur Lebensprozesse erfassen zu können. Doch diese Inanspruchnahme bannt keineswegs ihre subversive Kraft: „The snake eating its own tail in a ceaseless generative process" (13) bleibt eine heimsuchende Irritation.

Die Schlange hätte Mann und Frau mit sich selbst und Gott vermitteln können. Sie verheißt das Begehren, das Erkenntnis über die Lust sucht: Und Eva sah, „daß von dem Baume gut zu essen wäre, und lieblich anzusehen, daß es ein lustiger Baum wäre, weil er klug machte." Lilith und Eva waren, vereint in ihrem Begehren, mächtig genug, das Gebot Gottes zu übertreten. Deshalb wird ihre Trennung die wichtigste Strafmaßnahme, und Gott spricht zur Schlange: „Und ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, und zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten und du wirst ihn in die Ferse stechen." Vernichtet wird der Kopf der Schlange, ihre Doppelzüngigkeit und die *Spur* der Frau. Die Schlange wird zurück in die Natur verwiesen, die Subjektivität wird aus der Objektivität abgezogen, sie werden scharf getrennt: „Auf deinem Bauch sollst du gehen, und Erde essen dein Leben lang." Die Frau wird nur unter Schmerzen an ihre Beziehung zur Natur erinnert. „Ich will dir viel Schmerzen schaffen, wenn du schwanger wirst; du sollst mit Schmerzen Kinder gebären, und dein Verlangen soll nach deinem Manne sein; und er soll dein Herr sein." Und der Mann, dem die Frau derart untergeordnet wurde, wird mit dem Tode bedroht: „Denn du bist Erde und sollst zu Erde werden."

Mit diesen Strafmaßnahmen hat der Monotheismus seine Herrschaft befestigt. Die Funktion des Vaters erfüllt sich als Träger und Garant des Einen: Einheit der Benennung, Einheit der Gesellschaft. Mit dem Christentum wird die väterliche Einheit dialektisiert durch die Einführung von zwei Wunsch-Polen. Der Sohn Gottes und die jungfräuliche Mutter werden eine gewisse körperliche Unterstützung des Sinns der Gemeinschaft. Doch auch sie haben kein eigenes Begehren, erfüllen sich in Gott, können/müssen auf ihn zurückgeführt werden. Und in einer Welt, die nicht mehr an Gott glaubt, liefert der Monotheismus immer noch die logische Unterstützung für die Geschichte der Produktionsbeziehungen und die Moral der Reproduktion.

Es wird Zeit, daß eine *Säkularisierung* der Mythen in das Denken, das Sprechen einbricht. Daß nicht mehr nur der Mensch (der Mann) das Subjekt des Sprechens ist. Noch sind die Versuche, Mythen zu erklären, Versuche, in einer anderen und eindeutigeren Sprache die Information auszudrücken, die sie uns geben. „Noch können wir zur Deutung der Welt die Götter nicht entbehren," schließt deshalb Hornung sein Buch über die ägyptischen Gottesvorstellungen, das er beziehungsvoll „Der Eine und die Vielen" nennt. Damit ist ein Hinweis auf die Andeutung der *ganzen* Wirklichkeit der Welt gegeben. In anderen Worten: Es kann nicht heißen, „wenn Lilith kommt, hat Eva abgedankt", wie sich eine feministische Publikation zu diesem Thema nennt, sondern nur eine Vermittlung von Eva und Lilith, bzw. der beiden Prinzipien Hierarchie und Heterarchie für die sie stehen, kann den Ort eines zukünftigen Denkens, einer anderen Schreibweise, bestimmen.

Und wer unterhält dazu offensichtlich eine bessere Beziehung, als – die Frau?

Anmerkungen

1 Ernst Tugendhat, Vorlesungen zur Einführung in die sprachanalytische Philosophie, Frankfurt 1976, S. 44 u. 46.
2 Gotthard Günther, Strukturelle Minimalbedingungen einer Theorie des objektiven Geistes als Einheit der Geschichte. Akten des Hegel-Kongress' in Lille, April 1968, S. 163.
3 Diels/Kranz, Bd. I, 231, fr.2.
4 Jakob Böhme, Vom Dreyfachen Leben des Menschen, Stuttgart 1730, 5/23, 24, 25, 26.
5 Peter Schäublin, Zur Sprache Jakob Böhmes, Winterthur 1963, S. 118. Hervorhebung von mir.,E.M.
6 Damit ist nur der meontische Aspekt der Negativität dargestellt. Der zerologische, kenogrammatische Aspekt, wie ich ihn in „Theorie der Weiblichkeit. Heterogenität, Negativität, sujet zérologique" (Schwarze Botin Nr 6,Jan.78) angedeutet habe, bleibt hier unberücksichtigt.
7 Gotthard Günther, Das Janusgesicht der Dialektik. In: Beiträge zu einer operationsfähigen Dialektik. Bd. II, Hamburg 1979, S. 314.
8 Meister Eckehart, Deutsche Predigten und Traktate (Hrsg. J. Quint) S. 331, S. 242-243, S. 229.
9 Gotthard Günther, Schöpfung, Reflexion und Geschichte I. in: Merkur, 41, 1969, S. 637.
10 vgl. Eva Meyer, Theorie der Weiblichkeit Anm. 6
11 vgl. J. u. W. Grimm, Dt. Wörterbuch Bd. 5, Leipzig 1873, Sp. 1548/1537.
12 Erik Hornung, Der Eine und die Vielen, Darmstadt 1973, S. 154.
13 Francisco J. Varela G., A Calculus for Self-Reference. In: International Journal of General Systems 1975, Vol. 2. p. 5.

Eva Meyer

Eva Meyers Beitrag zur Frauensommeruniversität Berlin 1979 soll im Frühjahr erscheinen in: Weiblich – männlich. Kulturgeschichtliche Spuren der verdrängten Weiblichkeit, hrsg. v. Brigitte Wartmann, Verlag Ästhetik und Kommunikation, Berlin

Über Luce Irigaray

Der französischen theoretikerin Luce Irigaray geht der ruf voraus, schwierig und schwer verständlich zu sein. Das mag zum einen an ihrem stil liegen (oder an ihren übersetzer/innen?), der streckenweise eine preziosität erreicht, die deutschen ohren vollkommen fremd ist, anderseits an den sehr unterschiedlichen intellektuellen traditionen und vätern in Frankreich und Deutschland. (verkürzt: der unterschied zwischen „rationalitäts-" und „geisttradition"). Man kann abgesehen von spezialseminaren an den universitäten in Deutschland, nicht von einer Lacan- oder Lévi-Straussrezeption reden. Aber diese beiden autoren sind zwei der grundpfeiler – der dritte ist Marx –, auf die Irigaray ihre theorie aufbaut.

Die enorme bedeutung der sexualität in der psychoanalytischen theorie ist auch bei Lacan der zentrale punkt, von dem aus sich grundkategorien entwickeln lassen wie z.b. „figur des vaters als repräsentant des gesetzes, väterliche rede, welche die wahre weiblichkeit gemäß dominanter gesetze und ideale strukturiert, symbolische kastration der

frau durch phallische repräsentanten" etc. Das erklärt auch das häufige auftauchen dieser begriffe bei Irigaray, die vor allem in einem punkt – der these vom vollständigen „anderssein" der frau – Lacan eine erstaunliche treue bewahrt. Dieses anderssein fällt aus allen zur verfügung stehenden rastern heraus, auch und vor allem aus dem raster der sprache, so daß wir, und das ist Irigarays forderung, eine neue, eine weibliche sprache brauchen, um uns unserer erfahrung gemäß ausdrücken zu können.

Die diskussion um Lévi-Strauss leitet sich weniger von seiner direkten arbeit als ethnologe ab, deren wert ohnehin nur fachleute bestimmen können, als von den wissenschaftstheoretischen und philosophischen implikationen dieser arbeit. Für die humanwissenschaften bietet er ein modell von großer empirischer und logisch-mathematischer stringenz an, das sich allerdings ausdrücklich darauf beschränken soll, formen (strukturen) und nicht inhalte zu erfassen. Das heißt, wiederum verkürzt: systeme und nicht menschen. Entwickelt wurde dieses modell aus den erkenntnissen der linguisten und der auffassung der menschlichen interaktion als kommunikation. In diesem sinne sind z.b. sprache, handel (tausch), verwandtschaftsbeziehungen kommunikationsmodelle, die die vorstellung der gegenseitigkeit beinhalten und darüberhinaus eine sehr bedeutende zweiteilung: die von „zeichen" und „wert". Das tauschobjekt bedeutet etwas, das über seinen materiellen physischen wert hinausgeht und zwar im sinne einer zerimonialen, religiösen, sozialen bedeutung. Um diese unterscheidung und ihr einfügen in die marxistische theorie geht es in Irigarays „Noli me tangere oder vom wert der waren". (Waren, Körper, Sprache. Der ver-rückte Diskus der Frauen, Merve Berlin 1976)

Die philosophischen implikationen von Lévi-Strauss' werk stellen das gesamte humanistische menschenbild in frage. Die auseinandersetzung geht vor allem um das „verschwinden des subjekts", also des handelnden und reflektierenden menschen, aus der geschichte und um den begriff „geschichte" selbst. Während Sartre als existentialisischer marxist im strukturalismus ein letztes bürgerliches abwehrgefecht gegen den marxismus sieht, das die geschichte und damit jede geschichtstheorie und also auch den marxismus einfach abschaffen will, bestreitet er nicht die existenz der strukturen und die notwendigkeit, sie zu analysieren. Aber: „Das wesentliche ist nicht, was man aus dem menschen gemacht hat, sondern was er aus dem macht, was man aus ihm gemacht hat." Also die überschreitung dessen, was ist, hin zur veränderung. Demgegenüber sagt Foucault, stellvertretend für die ganze strukturalistische schule, daß das, was war und was ist, immer das längst gegebene sei, und daß auch die zukunft nichts anderes sein könne als das längst gesetzte. In diesem licht erscheint Lévi-Strauss' postulat von der universalität des inzesttabus als ideologisch gefärbt im sinne einer theorie der menschheitsentwicklung, die ohne geschichte und ohne subjekt ist.

Die faszination, die Irigaray auf einen teil der deutschen frauenbewegung ausübt, liegt vielleicht darin, daß so etwas hier überhaupt nicht vorhanden ist, ja daß sich die deutsche frauenbewegung gerade durch eine ausgesprochene theoriefeindlichkeit auszeichnet. Das betonen der emotionalität, der körperlichkeit, und eine hinwendung zu magie und mystizismus sind ausdrücke dieser strömung. Dagegen werden intellektualität und theoretische auseinandersetzung oft als „männlich" abgewertet und abgelehnt.

Wie oben angedeutet, ist Lévi-Strauss' these von der universalität des inzesttabus ein zentraler baustein seiner theorie. Irigaray übernimmt diese these. Inzesttabu bedeutet positiv ausgedrückt, die verpflichtung, frauen aus einer anderen, nicht der eigenen gruppe zu heiraten. Daraus erwächst der frauentausch. Nach Lévi-Strauss ist dies der übergang von natur zu kultur. Irigaray übersetzt ohne umschweife die begriffe „zeichen" und „wert", die in der terminologie der strukturalen Anthropologie den doppelstatus der frau kennzeichnen, in die marxistischen begriffe „tauschwert" und „gebrauchswert". mit der bruchlosen übernahme dieser these setzt sich Irigaray über die bestehende kritik daran hinweg: das inzesttabu ist durchaus nicht universal, die von Lévi-Strauss beschriebenen gesellschaften machen nur ein drittel des ethnographischen globus aus, und es gibt eine beträchtliche anzahl von gegenbeispielen.

Die gleichung zeichen = tauschwert und wert = gebrauchswert eröffnet gerade in ihrer einfachheit größere schwierigkeiten. Werden – wie hier – begriffe der strukturalen anthropologie in begriffe einer anderen analyseform, nämlich der marxistischen warenanalyse transferiert, dann entsteht die frage, welche veränderungen die begriffe bei solchen operationen durchmachen. Also überlegungen auf einer metatheoretischen ebene: was geschieht mit einer theorie, wenn sie in eine andere theorie eingearbeitet wird?

In diesem fall fängt eine deformation da an, wo außer acht gelassen wird, daß in verwandtschaftssystemen mit exogamiegebot die beziehung, die durch den frauentausch symbolisiert wird, auch durch das tauschobjekt konstituiert wird, d.h., die beziehung und ihr symbol sind identisch. Leach schreibt dazu (E. Leach „Lévi-Strauss", Modern Masters, Fontana Collins, London 1970. Übersetzung von mir) „Die auffassung (von L.-Str.) bezüglich des tausches steht als solche in einer linie mit M. Mauss „Die Gabe" und den ansichten der englischen funktionalisten. Die übereinkünfte des geschenketausches werden als symbolischer ausdruck von etwas betrachtet, das noch abstrakter ist, nämlich dem netzwerk der beziehungen, das die mitglieder der fraglichen gesellschaft miteinander verbindet. Jemandem eine frau zur ehe geben und die daraus sich ergebende form einer künstlichen verwandtschaft – d.h. das herstellen einer beziehung zwischen schwägern – wird schlicht als ein besonderer fall, eine ausweitung in die umgekehrte richtung desjenigen prozesses angesehen, in dem gewöhnlich lebensmittelgeschenke bei zeremoniellen anlässen ausgetauscht werden, um die rechte und verpflichtungen der bestehenden verwandtschafts- und affinitätsbande auszudrücken. Im jargon der Barthschen semiologie konstituiert der geschenketausch ein „system", einen generellen sprachcode für den ausdruck der beziehungen. Frauentausch ist ein system innerhalb dieses systems. Die methode zur entschlüsselung dieses codes ist dieselbe, die in den früheren kapiteln beschrieben wurde. Die heiratssysteme verschiedener gesellschaften werden als paradigmatische transformationen einer unterliegenden allgemeinen logischen struktur behandelt. Jedoch betrachtet Lévi-Strauss die heirat (d.h. den austausch von frauen zwischen männern) NICHT als nur ein alternatives system des tausches – es ist vielmehr das primäre. Er behauptet das, weil im fall der frauen die beziehung, die durch den tausch symbo-

lisiert wird, auch konstituiert wird durch die getauschte sache. Die beziehung und ihr symbol sind ein und dasselbe, und der frauentausch muß als elementarste form allen tausches angesehen werden. In der evolutionären entwicklung muß er dem austausch von waren vorangegangen sein, bei dem das zeichen und die beziehung, die es bezeichnet, unterschieden sind."

Die unterscheidung von tauschwert und gebrauchswert im hinblick auf die frau als totale und primäre ware ist also etwas, was an der essenz des frauentausches vorbeigeht. Irigaray geht noch weiter, sie behauptet, daß von diesen beiden werten, die für eine ware konstitutiv sind, nur noch einer übriggeblieben ist: der tauschwert. Nicht die frau „an sich" (wer oder was immer das sein mag), sondern allein der wert, den sie in relation zu etwas/jemand anderem darstellt, ist gesellschaftlich relevant. Dieses andere ist das eichmaß, das von denjenigen bestimmt wird, die den status der tauschenden haben. „Folglich wird es eine aufteilung des gesellschaftlichen korpus geben, in produzentensubjekte (also männer), die nicht mehr als waren funktionieren auf grund der tatsache, daß sie diesen als eichmaß dienen und in warenobjekte (also frauen), die die zirkulation des austausches sichern, ohne als subjekte daran teilzunehmen." Mit diesem satz wird die Lévi-Strauss'sche erkenntnis vom frauentausch als grundlegendem kommunikationssystem und als system sozialer ordnung völlig ignoriert. Frauentausch bedeutet eben nicht nur warenbesitzer/tauschender und ware, sondern auch die lebendige ordnung einer rationalen praxis. Das mittel, diese ordnung zu etablieren und in gang zu halten, ist zweifellos die frauenunterdrückung. Die von Lévi-Strauss untersuchten gesellschaften sind aber solche, in denen warenproduktion und warentausch nur eine untergeordnete oder zermonielle rolle spielen und nicht, wie in unserer gesellschaft, eine primäre und verabsolutierte. Den marxistischen begriff „ware" dennoch auf die frau als tauschobjekt anzuwenden, heißt, die geschichte zu ignorieren.

Der unterschiedliche stand der entwicklung der produktivkräfte in sogenannten primitiven gesellschaften und in hochtechnisierten gesellschaften kann nicht einfach beiseite geschoben werden, wenn die analyse mehr erbringen soll als diffuse ähnlichkeit unterschiedlicher phänomene, die einer gleichschaltung im hinblick auf ein ideologisches vorurteil unterworfen werden. Dieses vorurteil besteht bei Irigaray darin, daß sie – ebenso wie sie die these von Lévi-Strauss als solche kritiklos übernimmt – nicht fragt, unter welchen KONKRETEN BEDINGUNGEN den frauen der status der machtlosigkeit, des objektseins, der ware aufgezwungen wurde. In ihrer sicht fand die offenbar als welthistorisch postulierte niederlage der frauen schlicht statt und gleichzeitig mit ihr die entwicklung des privateigentums und der familie. „Gewiß werden sich produktionsmittel und technik weiterentwickeln, aber es hat den anschein, als ob seit dem zeitpunkt, wo der mann/vater seiner reproduktionsmacht versichert worden ist, seit er seine produkte mit seinem namen gekennzeichnet hat – also seit dem ursprung des privateigentums und der patriarchalischen familie –, gesellschftliche ausbeutung stattfand."

Das ist nichts neues. Das sagt schon Engels und bis hierhin knüpft Irigaray auch unerschrocken an ihn an. Nur leitet sie im folgenden von diesen erkenntnissen nicht die bekannte und heftig diskutierte these von der „frauenfrage" als nebenwiderspruch ab, sondern etwas anderes: die these, daß die frauen eine „klasse" bilden. „Anders gesagt, alle gesellschaftlichen systeme der ‚geschichte' funktionieren auf grundlage der ausbeutung einer ‚klasse' von produzenten: der frauen. Ihr gebrauchswert als produzentinnen und ihre umbildung zum tauschmittel sichern die symbolische ordnung als solche, ohne daß sie für diese ‚arbeit' mit diesem geld entlohnbar wären. Das würde nämlich ein doppeltes austauschsystem implizieren, wenn nicht eine sprengung des väterlichen monopols des eigennamens und dessen, was er als aneignungsmacht bedeutet."

Es stellt sich beim lesen eines solchen textes die frage, was denn hier als geschichte, klasse, arbeit apostrophiert wird – offensichtlich etwas, was einerseits vom üblichen gebrauch dieser begriffe abweicht, aber andererseits in seiner abweichung nicht erklärt wird, so daß sich eine gewisse ratlosigkeit ausbreitet, was die verwendbarkeit und diskutierbarkeit des textes angeht.

Die auffassung, daß die frauen eine ‚klasse' bilden, ist für Irigaray das signal zur schrittweisen, schließlich vollständigen destruktion der frau. Die ordnung des symbolischen, das metaphysische, die warenwirtschaft, der herrschende diskurs – kurz, das patriarchat – machen die frauen zu einem solch absoluten nichts, daß nur noch der reine tauschwert übrigbleibt. „Ebenso wie in der ware die natürliche nützlichkeit sich in der austauschfunktion verschleiert, müssen sich die eigenschaften des frauenkörpers von dem tilgen, was seine umbildung zum objekt der zirkulation zwischen männer erfordert. Ebenso wie die ware nicht über einen spiegel verfügt, der sie recht eigentlich reflektiert, dient die frau als widerspiegelung, als bild des mannes und für den mann, aber enträt der spezifischen eigenschaften. Ihre wertvolle form kommt demjenigen zu, was der mann in und auf ihre materie einschreibt: ihrem körper. Ebensowenig wie die waren sich selbst gegeneinander austauschen können, ohne daß ein subjekt, das sie eicht, interveniert, können es die frauen. Unterschieden, geteilt, getrennt, ähnlich und verschieden gemäß der entscheidung, daß sie austauschbar seien. An sich selbst, unter sich selbst, amorph, verworren, naturkörper, mütterlich, nützlich ohne zweifel für den verbraucher, doch ohne mögliche identifikation, noch mittelbaren wert. Ebenso wie die waren mit ihren widerstrebenden körpern zu quasi autonomen verwahrern des werts menschlicher arbeit werden, und derart spiegel für den menschen, werden die frauen, gleichsam gegen ihren willen zum risiko der enteignung männlicher macht: zum phallischen trugbild. Ebenso wie die ware den ausdruck ihres werts in einem äquivalent findet, das ihr gezwungenermaßen äußerlich ist, hat auch die frau wert erst durch ihre beziehung zum transzendental konstituierten männlichen geschlecht: dem phallus. Und das „wert"-rätsel liegt in der tat im elementarsten verhältnis unter waren, unter frauen. Denn, ihrer „natur" entwurzelt, beziehen sie sich aufeinander nur mehr als funktion dessen, was sie im begehren der männer vorstellen. Untereinander sind sie durch deren spekulation getrennt." Und weiter: „Gesellschaftlich sind sie bloße objekte für und unter den männern und können im übrigen eine sprache, die sie nicht geschaffen haben, nur mimen, natürlich bleiben sie amorph und erleiden ihre triebe ohne repräsentanz und ohne mögliche vorstellung. Die umbildung des natürlichen ins gesell-

schaftliche findet für sie nicht statt, es sei denn für sie als teile des privateigentums oder für sie als waren."

Irigarays vermischung der ebenen in der rezeption der herrschenden diskurse (Ethnologie/Philosophie, Psychoanalyse, Marxismus) löst verwirrung aus. Das, was von ihr als geschichte apostrophiert wird, bleibt für Lévi-Strauss im wesentlichen uninteressant, der mann/vater, „der seine produkte mit seinem namen gekennzeichnet hat", bleibt eine drohende *ontologische* größe Lacan'scher prägung und Irigaray erweitert dessen vorgebliche macht, wenn sie nicht nach dem WARUM fragt und danach, in WELCHER ART VON ORDNUNG die menschen leben oder gelebt haben, deren welt nicht mit grausamen männern/vätern, kastrationskomplexen, „obligatorischen" ödipalen dreiecken usw. bestückt ist, denen z.b. der name der mutter heilig ist, die alles leben und alles lebensspendende verehren.

Der eben zitierte lange absatz enthält, neben vielen wiederholungen, eine these, die zunächst verdeckt bleibt. Der letzte satz heißt: „Die umbildung des natürlichen ins gesellschaftliche findet für sie nicht statt, es sei denn für sie als teile des privateigentums oder für sie als waren." Angenommen, wir versuchen, das, was die frau als privateigentum und als ware ist, wegzustreichen, was bliebe dann übrig? Nach Irigarays logik, die behauptet, die frau sei NICHTS ANDERES als privateigentum und ware: nichts.

Trotzdem findet für sie (die frauen) die umbildung des natürlichen ins gesellschaftliche nicht statt. Offenbar gibt es da einen rest, etwas, das sich den marktwirtschaftlichen transformationen entziehen konnte, und dieses etwa ist nicht gesellschaftlich, also natürlich. Es lohnt sich, diesen widerspruch zwischen dem nichts, der totalen ware, der aphasie und dem nicht näher spezifizierten rest im auge zu behalten, weil es einen hinweis gibt auf die substanz, aus der Irigaray (siehe weiter unten) das „totale anderssein" der frau ableitet (these: frau = natur).

dem artikel „Wenn unsere lippen sich sprechen" (in: Waren, Körper, Sprache. Der ver-rückte Diskurs der Frauen. Merve 76) beginnt Irigaray das, was die frau ist, positiv zu bestimmen, in einem monolog, der teils an den eigenen körper, teils an ein Du, eine andere frau gerichtet zu sein scheint. „Falls wir weiterhin das gleiche reden, wenn wir so sprechen, wie sich die männer seit jahrhunderten sprechen, so wie man uns gelehrt hat zu sprechen, dann werden wir uns verfehlen." Also her mit der weiblichen sprache, mit der weiblichen ästhetik, den nicht-männlichen ausdrucksformen. Das ist nicht einfach. „Wie es sagen? Daß wir sofort frau sind. Daß wir von ihnen (den männern) nicht erst als solche produziert werden müssen, von ihnen als solche benannt, geheiligt, oder geschändet werden müssen." Und weiter: „Wenn ich zögere zu sprechen, haben wir dann angst, nicht gut zu sprechen? Aber was wäre gut oder schlecht? Woran würden wir uns anpassen, wenn wir „gut" sprächen? Welche über- und unterordnungen würden uns da schikanieren? Uns da zerbrechen? Welcher anspruch an uns, in einen wertvolleren diskurs aufzusteigen? Die erektion ist nicht unsere sache: wir fühlen uns wohl am flachen strand. Wir haben so viele weiten an uns zu verteilen. Der horizont wird für uns, die immer offen sind, niemals aufhören, sich zu erweitern. Ausgestreckt, ohne jemals aufzuhören uns auszubreiten, zu entfalten, haben wir so viele stimmen zu erfinden, um wir zu sagen, überall, auch in unseren spalten, daß die ganze zeit nicht dafür ausreichen wird. Wir werden niemals die wege durch uns und um uns herum vollendet haben: So viele dimensionen haben wir. Wenn du „gut" sprechen möchtest, engst du dich ein, wirst du aufsteigend immer beschränkter. Wenn du dich angespannt höher reckst, entfernst du dich von der unbegrenztheit deines körpers. Beim eregieren verläßt du uns. Der himmel ist nicht dort oben: er ist zwischen uns. Und verkrampfe dich nicht über dem richtigen wort. Das gibt es nicht. Es gibt keine wahrheit zwischen den lippen. Alles hat grund zu existieren. Alles ist wert, ausgetauscht zu werden, ohne bevorzugung noch verweigerung. Ausgetauscht? Alles tauscht sich aus, aber ohne handel. Unter uns gibt es weder besitzer noch käufer, keine bestimmbaren objekte, keine preise. Durch unser gemeinsames lustempfinden dehnen sich unsere körper aus. Unser überfluß ist unerschöpflich, kennt weder mangel noch reichtümer. Wenn wir uns uns ganz überlassen, ohne reserve und ohne habgier, dann sind unsere austauschakte bedingungslos. Wie es sagen? Die sprache, die wir kennen, ist so begrenzt ...".

Ja, wie es sagen? Leitet sich weibliches denken wirklich aus der erfahrung der körperlichkeit ab, wie Christa Reinig behauptet? („Das weibliche Ich", SZ 7.4.76). Wie erfahren wir denn unsere körper, wenn sie nichts als bearbeitete materie sind? Unsere historische nichtexistenz hat bis auf den heutigen tag ihre analogie darin, daß wir als personen gesellschaftlich erst anfangen in erscheinung zu treten. Die sprache ist nicht das indiz für unsere gesellschaftliche anwesenheit, sie ist diese anwesenheit. Sie ist der kommunikative zwang, in dem die wahrnehmung, das sprechen, das denken organisiert sind, in dem das gedächtnis geschieht. Was wir erfahren, erfahren wir größtenteils innerhalb dieser grenzen. Was wir als wirklichkeit aufzufassen versuchen, ist eigentlich nicht mehr als der glaube an diese wirklichkeit. Auch die frage nach dem zugang zur wirklichkeit entscheidet sich innerhalb des bewußtseins oder gar nicht. Der zugang zur wirklichkeit unseres weiblichen körpers kommt nicht aus einem quasi bewußtlosen und unterscheidungslosen direkten erleben des körpers, sondern eröffnet sich durch die reflexion dieses erlebens. Falls es so etwas wie einen direkten zugang zu unserem körper überhaupt gibt, wird er, wie der zugang zu jeder anderen ebene der wirklichkeit, verstellt, verändert, strukturiert durch sprache/bewußtsein – d. h. er unterliegt einer kulturellen präformation. Erst die anerkennung dieser tatsachen und das reflektieren darüber bringt uns zu einer kritischen auffassung der wirklichkeit.

Ich stelle die these auf, daß es keinem system, keiner gesellschaftlichen formation gelungen ist, die existenz oder die spuren der existenz von frauen total zu unterdrücken und auszulöschen. Neben, unter, über, zwischen der herrschenden wirklichkeit gibt und gab es immer die wirklichkeit der beherrschten. Die frau ist nicht das absolute nichts, aber auch nicht das absolut andere. Beides läßt eine gesellschaftliche oder natürliche oder symbolische konkretisierung nicht zu, und etabliert ein denken, das sich und seine voraussetzungen nicht mehr überprüft, das sich an keiner praxis überprüfen läßt, es sei denn an der praxis introspektiven körperempfindens – und das ist das identifikationsniveau, auf das Irigaray alle frauen reduziert. Die simple umkehrung vom „Nichts" zum „Alles" ist keine transformation, sondern das gleiche mit anderen vorzeichen aber

identischer struktur.

Das setzen des „Das weibliche ist das andere" bleibt eine bloße geste, wenn es sich nicht an den kategorien des gleichen abarbeitet und dieses anderssein spezifiziert. Hier erfahren wir eigentlich nichts weiter, als daß die sprache unendlich unbrauchbar weil phallozentrisch ist, daß die frauen neue sprachen erfinden müssen, daß sie von ihrem körper ausgehen müssen. „Wir brauchen nichts bestimmtes. Unser körper gibt uns da, hier, jetzt eine ganz andere gewißheit. Die wahrheit ist nötig für diejenigen, die sich so weit von ihrem körper entfernt haben, daß sie ihn vergessen haben. Aber ihre „wahrheit" lähmt uns, wir sind festgelegt, wenn wir uns nicht davon freimachen. Wenn wir nicht ihre macht brechen bei dem versuch zu sagen, da, hier, sofort, wie erregt wir sind."

Hat man sich bis hierhin durch die metaphorik und philosophorik der Irigaray durchgearbeitet, ist man erstaunt, auf einen text zu stoßen, der sich von den beiden oben zitierten durch verständlichkeit und kohärenz unterscheidet. In einem gespräch („Macht des Diskurses/Unterordnung des Weiblichen") redet Irigaray über ihr buch „Speculum de l'autre femme". Nach einer erklärung dazu, weswegen sie mit einer kritik an Freud beginnt, betont sie die wichtigkeit der philosophie. „Ja, denn wenn man sich nicht naiv oder manchmal taktisch mit irgendeiner regionalität oder marginalität bescheiden will, ist es natürlich der philosophische diskurs, den man befragen und zerstören muß, insofern er das gesetz jedes anderen ausmacht, insofern er den diskurs der diskurse konstituiert." ... „diese dominanz des philosophischen logos verdankt sich nun aber zum großen teil seinem vermögen, alles andere in die ökonomie des gleichen zurückzuführen. Das vorhaben teleologischen konstruierens, dem er sich widmet, ist immer auch ein vorhaben der umleitung, der irreleitung, der zurückführung des anderen in das gleiche. Und – in allergrößter allgemeinheit – das vorhaben, die differenz der geschlechter in den selbstrepräsentativen systemen eines „männlichen subjekts" auszulöschen. Daher die notwendigkeit, die figuren des philosophischen diskurses – idee, substanz, subjekt, transzendentale subjektivität, absolutes wissen – „wieder aufzubrechen", um ihre anleihe auf das/bei dem weiblichen wieder zum vorschein zu bringen, damit sie zurückgeben, was sie dem weiblichen schulden. Das kann mit verschiedenen mitteln, auf verschiedenen „wegen" geschehen. Zumindest bedarf es dazu mehrerer."

Das kann durch die untersuchung der möglichkeit der systematizität selbst geschehen, der materie, von der das sprechende subjekt sich nährt, der repräsentation, nicht zuletzt durch eine psychoanalytisch-interpretierende lektüre der texte, also ein aufmerken auf die funktionsweise des unbewußten jeder philosophie und vielleicht der philosophie im allgemeinen.

Um aber die funktionsweise des diskurses selbst zu „destruieren", bleibt nur ein einziger weg: der, der historisch dem weiblichen zugeschrieben wird, die mimetik.

„Mimesis spielen bedeutet für eine frau also den versuch, den ort ihrer ausbeutung durch den diskurs wiederzufinden, ohne darauf sich einfach reduzieren zu lassen. Es bedeutet – was die seite des „sensiblen", der materie, betrifft, sich wieder den „ideen", insbesondere der idee von ihr zu unterwerfen, so wie sie in/von einer männlichen logik ausgearbeitet wurden, aber um einen effekt spielerischer wiederholung das „erscheinen" zu lassen, was lange verborgen bleiben mußte: die verschüttung einer möglichen operation des weiblichen in der sprache." ... „Mit anderen worten, es gilt nicht, eine neue theorie auszuarbeiten, deren subjekt oder objekt die frau wäre, sondern der theoretischen maschinerie selbst einhalt zugebieten, ihren anspruch auf produktion einer viel zu eindeutigen wahrheit und eines viel zu eindeutigen sinns zu suspendieren." Es ist durchaus nicht ausgemacht, daß die mimetik das einzige mittel für die frauen ist, sich ihrer unverfälschten identität zu bemächtigen, wobei auch die mimetik selbst ein fragwürdiger begriff ist. Das, was frauen unterdrückt, und zwar in der totalität der systeme, die zur unterdrükkung entwickelt wurden, kann wohl schlecht durch einen „effekt spielerischer wiederholung" erkannt und aufgebrochen werden. „Spielen" ist nicht das richtige wort für die harte arbeit, die frauen auf der wissenschaftlichen, praktischen, künstlerischen ebene, auf der ebene ihrer persönlichen veränderung leisten. Die vision eines/einer anderen kommt beileibe (!) nicht aus unserem hohlen bauch, sondern aus unseren präzise arbeitenden köpfen. Aus Ursula Krechels gedicht „Entwurf einer Anthologie der Körper":

...
Wer hat dir die blauen flecken gemacht?
Wessen zähne haben sich in deinen arm geschlagen?
Wer besetzt deine träume mit unabhlässigen appellen
an die klugheit des schwächeren, der nachgibt?

So ging es weiter und weiter immer bergab mit den körpern
die ihren tod schon ahnten
mitten im wildesten fleisch. Vieles blieb dunkel
unbeantwortet in diesem gedicht
wie im schweigen der körper, das zu verstehen
spätere sitten uns lehren, wenn wir sie lernen wollen.

(Die wunschträume eingeboren zu sein
halben herzens die halben köpfe zu kolonisieren)
Da schrie sie schon auf: sie wolle keine vorwände liefern.
Die geschichte sei eine frau
jeder wolle sich in ihr verewigen
seinen samen hineinspritzen
bäume pflanzen, fällen, impfstempel aufdrücken
alles ärzte am bett der sterbenden körper
(therapien, die sich selbst zu tode therapieren)
jeder wolle sich über sie wälzen, aber sie, aufgerichtet,
wolle keine vorwände mehr liefern, auch du
schrie sie, ihre stimme überschlug sich
ich hielt ihr den kopf wie einer erbrechenden
denn jeder satz, den sie unbedacht
zögernd, erbittert ausstieß, jetzt rannen
auch die tränen über ihren nasenrücken
tropften, tropften, jeder satz
könne sich losreißen von ihr
ein beispielsatz werden, auch in meiner anthologie
da wälzte sie sich auf dem teppich
in den lehrbüchern einer geschichtslosen geschichte
sie wolle nicht mehr
sich selbst vergessen, auslöschen
ehe sie ausgelöscht wird.
Es tagte schon heller als hell das licht.
Die vögel, die vögel, aber wir.

Das heißt es, die zweiteilung nicht mitzumachen, die angeblichen gegensätze bauch und kopf, körper und geist nicht anzuerkennen, sich sowohl des kopfes wie des bauches in der eigenen person zu bemächtigen. Ich bin durchaus nicht der meinung, wie E. Meyer in der „Schwarzen Botin" Nr. 10, daß Irigaray jenseits dieser dichotomie steht.

Es gibt noch keine „Neue Frau", allein eine vorstellung von ihr ist nur mühsam und in ersten ansätzen möglich. Der historische prozess der subjektwerdung der frauen ist nichts, was von einer generation von schreiberinnen allein geleistet werden kann. Wenn Irigaray uns aber aufmerksam macht – und das ist ihr verdienst – auf die bedeutung und die macht der herrschenden diskurse und auf die eine, für die ausübung dieser macht notwendige bedingung, die unterdrückung des weiblichen, dann eröffnet sich eine neue dimension der auseinandersetzung, eine neue notwendigkeit.

Die separatistische antwort der frauen- und lesbenbewegung auf den phallozentrismus hat auf die dauer kathastrophale folgen. Kathastrophal, weil wir dabei sind, mit unseren eigenen händen unsere umstürzlerischen energien, die wir im widerstand brauchen, zu kanalisieren. Wir verkleinern beständig die freiräume, die noch möglich sind, indem wir unsere intellektuelle potenz darauf richten, immer ausgefeiltere abgrenzungsstrategien zu erdenken, bis wir nicht mehr so recht wissen was wir da eigentlich abgrenzen müssen: im ernstfall uns selbst als individuen gegen alle und alles andere. Es ist notwendig, sich mit dem, was ist, auseinanderzusetzen. Es ist ebenso notwendig, einen selbstbestimmten lebensraum zu haben, der diese auseinandersetzung erst möglich macht, so, daß wir nicht daran kaputt gehen, sondern verändern können, was kaputt macht.

Sibylle Klefinghaus, Juni 79

I
Mythenrezeption oder Die Suche nach dem Ursprung

Die Frage: was ist der Mensch? haben wir für uns radikal umgewandelt in die Frage: was ist die Frau? Männliche Sozialtheorien, Psychoanalyse, Philosophie zeigen uns das Ausmaß unserer DEFIZITE, sonst nichts. Unsere Reaktion darauf – selbstproklamierte, euphorische Stärke – hält im harten Alltag nicht lange vor, weil sie eben nichts anderes ist als Re-aktion. Die Suche nach dem „URSPRUNG" d.h., auch nach den positiven Identifikationsbildern; der Glaube, daß es „Anderes" gegeben haben muß, bevor unsere Leidensgeschichte begann, ist einerseits ein legitimer Teil unserer Überlebensstrategien, andererseits ein gefahrvoller Weg, der gepflastert ist mit Kurzschlüssen und Denkfallen.

Beispielsweise sehe ich eine Gefahr darin, daß die Ablehnung sogenannter männlicher Denkstrukturen ein DENKVERBOT hervorbringt. In der Frauen- und Lesbenbewegung wird nicht gedacht, sondern gefühlt. Dieses alternativlose Entweder/Oder ist aber gerade ein Mechanismus patriarchalischer Machtausübung, der uns an das kettet, was wir überwinden wollen: die Zwangseinteilung in eine Dualität von Schwarz und Weiß, Kopf und auch, denken und fühlen. Ebenso finde ich es gefährlich (wenn auch zugegebenermaßen verführerisch) sich „Frauenmacht" als eine simple Umkehrung von Männermacht vorzustellen (siehe Vaerting).
Die Mythologie führt uns in den verschiedensten Frauengestalten vor, welche Macht Frauen (Menschenfrauen und Göttinnen) besaßen und wie sie sie verloren. In der verwirrenden Vielfalt der Geschichten, Handlungen und Ereignisse stellt sich für mich die Beschäftigung mit der Mythologie mehr und mehr als eine archäologische Tätigkeit dar. Schicht um Schicht und mit großer Vorsicht muß der Schutt abgetragen werden, der auf das gehäuft wurde, was VIELLEICHT etwas Ursprüngliches war, etwas von Frauenkopf und -hand Gemachtes, etwas real Gelebtes. Oder ist auch diese Überlegung schon eine Falle? Angesichts der enorm langen Zeitperiode der Vor- und Frühgeschichte, in der wir matriarchale Strukturen vermuten, fällt die Theorielosigkeit (oder wenigstens der Mangel an überlieferter Theorie– gegenüber einer geradezu hektischen Theorieentwicklung mit der Etablierung des Patriarchats auf. Theoriebildung dient in letzter Analyse zur Legitimation von Herrschaftsinteressen. An diesem Punkt könnte eine vorsichtigt formulierte Frage lauten: wenn die Notwendigkeit der Theoriebildung zur Herrschaftslegitimation zwingend ist, worauf deutet dann das FEHLEN eben dieser Notwendigkeit? Wieweit können wir das Konzept von Macht und Machtausübung überhaupt in Frage stellen? Denn um Macht geht es, auch wenn wir uns lange gescheut haben, diesen Begriff auf uns und unsere Entwicklung überhaupt perspektivisch anzuwenden.

Die Revitalisierung von Mythologie und Magie in der Frauen- und Lesbenbewegung ist auch eine Reaktion auf männliche Rationalität und Technokratie, auf deren lebensbedrohliche Folgen. Das scheinbar Nicht-Rationale, Nicht-Systematisierte ist offensichtlich das Gute Andere, das dem Bösen Einen entgegengehalten werden muß. Damit wären wir bei einer polaren Gegenüberstellung von Mythos und Aufklärung (Philosophie). Horkheimer/Adorno haben versucht zu zeigen, daß Mythos und Aufklärung sich nicht nur widersprechen, sondern zugleich identisch sind – die abstrakte Negation der Mythen führt zu deren Affirmation. Der Rückfall in die Mythen, ins angeblich Irrationale, als den Horkheimer/Adorno den Faschismus beschreiben, hat aber im Gegenteil eine Rationalität von höchster und letzter Konsequenz, weil er das zu Vollendung und ausgereifter Praxis bringt, was den Systemen patriarchaler Machtausübung immanent ist: die Vernichtung des Lebendigen. (Siehe dazu auch: Schwarze Botin Nr. 2 und Mary Daly, Gyn/Ecology, A Metaethics Of Radical Feminism). Während in der „Dialektik der Aufklärung" die Vermischung von Mythos und Logos aufgelöst werden soll durch die Frage nach deren historischem Substrat, also nach ihrer Unter-

schiedlichkeit, versucht Lévi-Strauss in seiner Mythenanalyse zu beweisen, daß in den Mythen überall auf der Welt nicht nur die Themen und Motive gleich sind, sondern auch das menschliche Denken, das sie hervorbringt. Das heißt: es soll eine fundamentale Identität zwischen Mythos und Logos geben und weiter: zwischen dem Denken eines „primitiven" Menschen und dem Denken von Einstein gibt es prinzipiell keinen UN-terschied. (Damit werden übrigens Begriffe wie Evolution und Geschichtlichkeit in ein geisteswissenschaftliches Museum verwiesen.)

Auf unserem Weg zur „Zerrüttung der Diskurse" haben wir gemerkt, daß wir getrost jedesmal, wenn uns die Worte „Mensch", „menschlich" begegnen, sie durch „Mann" und „männlich" ersetzen können. Das Argument, mit „Mensch" seien beide, Frau und Mann gemeint, besteht die Nagelprobe nicht. Der Versuch, in einem beliebigen Text das Wort „Mensch" durch „Frau" zu ersetzen zeigt, daß wir NICHT gemeint sind, ja sogar, daß die meisten Texte dieser Art den Zweck haben, uns auszuschließen und unsere Existenz völlig zu verdrängen. Nun kann man von Lévi-Strauss nicht behaupten, er setze sich (wie z.B. Marx) über die Geschlechterdifferenz hinweg. Sein Werk ist durchzogen von einer tiefen Anerkennung dieser Differenz. In seiner Analyse des menschlichen Denkens, die sich in der Analyse der Mythen konkretisiert, wird uns aber vorgeführt, daß dieses Denken nur ein exklusiv männliches sein kann und daß die Fähigkeit dazu auf einer einzigen welthistorischen Tatsache beruhen soll: der Unterwerfung der Frauen unter das Gesetz der Patriarchen. Und deshalb – das ist die implizite Erkenntnis – ist auch die Mythologie nichts anderes als die Geschichte der progressiven Verdrängung des Weiblichen, mit dem Ziel, es gänzlich auszulöschen.

„Im Gegensatz zu den Mythen reden die Frauen nicht"

Dieser Satz von Lévi-Strauss sollte jeder Beschäftigung mit ihm vorangestellt sein. In welchem Zusammenhang bei ihm Frauen und Mythen stehen, erschließt sich aus der Betrachtung des Gesamtwerks in dessen Zentrum drei Komplexe stehen: Verwandtschaftsanalyse, das „wilde Denken", Mythenforschung.

Das Kernstück der Theorie über Verwandtschaftsbeziehungen bildet die These, daß das Inzestverbot eine universelle Regel sei, der Schnittpunkt zwischen Natur und Kultur. Die positive Abseite des Inzestverbots ist das Exogamieverbot, das sich im Frauentausch konkretisiert. In einer Weiterentwicklung von Ideen von M. Mauss hält Lévi-Strauss das Tauschen für den sozialen Akt schlechthin. Außerdem bildet für ihn der berühmte Satz des Durkheim Schülers Mauss, daß „Verwandtschaftsbeziehungen, Beziehungen von wirtschaftlichem oder förmlichem Austausch sowie sprachliche Beziehungen wissenschaftlich im Grunde gleichen Wesens sind" den Hauptbaustein für seine wissenschaftliche Methodik. Ist einmal die WESENSGLEICHHEIT dieser verschiedenen Phänomene festgestellt, so können die Verkehrsformen, die die Menschen mit ihnen und durch sie entwickeln, als „message" betrachtet werden. Jede „message" ist ein (oder Teil eines) Codes, der entziffert werden muß, und der Schlüssel, der für jeden Code paßt, wird aus den Erkenntnissen und Methoden der modernen Linguistik gefertigt. Das Ziel der strukturalen Analyse ist im gesamten Werk unverändert: „Von der ethnographischen Erfahrung aus geht es immer darum, ein Inventar der geistigen Umfassungen aufzustellen, die anscheinend willkürlichen Gegebenheiten auf eine Ordnung zu reduzieren, ein Niveau zu erreichen, wo sich eine Notwendigkeit offenbart, die den Illusionen der Freiheit immanent ist. Hinter dieser oberflächlichen Kontingenz und der anscheinend inkohärenten Verschiedenheit der Heiratsregeln haben wir in den „Strukturen" eine kleine Reihe einfacher Prinzipien freigelegt, durch deren Intervention eine äußerst komplexe Menge von zunächst absurden (und allgemein als solchen beurteilten) Gebräuchen und Sitten auf ein signifikantes System reduziert wurde. Nichts bürgt jedoch dafür, daß diese Zwänge inneren Ursprungs waren. Es könnte sogar sein, daß sie im Geist der Menschen nur gewisse, objektivierte Anforderungen des gesellschaftlichen Lebens in die Institutionen übertragen. Ihre Nachwirkung auf der psychischen Ebene wäre also der Effekt von Mechanismen, deren Operationsweise nur zu entdecken bleibt." (1)

Die Analyse der Mythen ist also eine neue Etappe, eine Vertiefung der Resultate aus den „Strukturen". Wenn diese Resultate, die vielleicht „äußeren Ursprungs sein könnten", durch die auf analoge Weise erreichten Resultate aus der Mythenforschung bestätigt würden, dann würde ihre Beziehung zu den geistigen Umfassungen definitiv bestätigt: die Strukturen der Mythen erkennen heißt, die Struktur des Funktionierens des Geistes zu erfassen.

Doch zurück zu den Frauen bzw. zum Frauentausch. Wenn die Analyse der Verwandtschaftssysteme eine notwendige Vorstufe zur Analyse des menschlichen Denkens ist, dann ist auch hier, implizit und explizit, vom Funktionieren des menschlichen Geistes die Rede, d.h., nach Lévi-Strauss, von der Fähigkeit, Kategorien aufzustellen. Die menschliche Fähigkeit zum symbolischen Denken wird zweifellos ausgedrückt durch die gesprochene Sprache. Symbole müssen aber von Reizen unterschieden werden. Die verschiedensten Tierarten antworten mechanisch auf entsprechende Signale (Reize). Das ist ein Vorgang, der kein symbolisches Denken involviert. Um mit Symbolen operieren zu können, ist es zuallererst notwendig, zwischen den Zeichen und dem Ding, was bezeichnet wird, unterscheiden zu können und dann zu erkennen, daß es zwischen beiden eine Beziehung gibt. Das Inzesttabu, von dem Lévi-Strauss fälschlich behauptet, daß es universell sei, impliziert die Fähigkeit, zwischen „erlaubten" und „verbotenen" Frauen zu unterscheiden, und das ist eine Unterscheidung zwischen Frauen aus der Kategorie „Ehefrau" und der Kategorie „Schwester". Im Fall der Frauen wird aber, im Gegensatz zu anderen Tauschtransaktionen, die Beziehung, die durch den Tausch symbolisiert wird, auch durch das Tauschobjekt konstituiert, d.h., die Beziehung und ihr Symbol sind identisch. Deshalb muß der Frauentausch als elementarste Form des Tausches angesehen werden, er ist, im Sinne einer evolutionären Entwicklung, dem Tausch von Waren vorausgegangen, bei dem das Zeichen und die Beziehung, die es ausdrückt, unterschieden sind. Die Grundlage des menschlichen Tausches, die Grundlage des symbolischen Denkens und der Anfang der Kultur bestehen nach Lévi-Strauss in dem einzigartigen menschlichen Phänomen,

daß ein Mann eine Beziehung zu einem anderen Mann herstellen kann, indem er eine Frau zum Tausch anbietet.

Im 19. Jahrhundert versuchten mehrere Denker, Zusammenfassungen und Erklärungen über Verwandtschaftssysteme zu schreiben, z. B. Bachofen („Das Mutterecht"), oder Morgan, dessen „Ancient Society" Engels inspirierte, den „Ursprung der Familie ..." zu schreiben. Engels Absicht war es, aus dem Studium der Verwandtschaftsbeziehungen eine Theorie der geschlechtsspezifischen Unterdrückung der Frauen abzuleiten. „Les Structures ..." ist ein Versuch, dieses Projekt weiterzuführen. In dieser Arbeit werden Verwandtschaftssysteme explizit verstanden als Ausbeutung von Seiten der kulturellen Organisation gegenüber der Gebärfähigkeit der Frauen. Es ist eine Beschreibung von Gesellschaften, die nicht von einem abstrakten, geschlechtslosen menschlichen Subjekt ausgeht, sondern dieses Subjekt ist entweder männlich oder weiblich. Da für Lévi-Strauss die Essenz der Verwandtschaftssysteme in dem Tausch von Frauen zwischen Männern besteht, konstruiert er implizit eine Theorie der geschlechtsspezifischen Unterdrückung. Er kommt bestimmten feministischen Erkenntnissen gefährlich nahe, ohne sie direkt auszusprechen, z.B., daß Frauenunterdrückung nicht durch „Biologie als Schicksal" hervorgerufen und in Gang gehalten wird, sondern ein Ausdruck ganz bestimmter und konkret zu beschreibender patriarchaler Sozialordnungen ist, und daß diese Ordnungen von Menschen produziert werden, produziert im allgemeinsten Sinne des Begriffs: ein Umformen von Objekten (in diesem Falle Menschen) zu einem und durch einen subjektiven Zweck (Marx). Damit werden die objektiven Voraussetzungen und Möglichkeiten, nämlich die Inbesitznahme der Produktionsmittel, zur Veränderung dieser Ordnung klar. Die Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel heißt in diesem Zusammenhang: Frauen haben die absolute Kontrolle über ihre Arbeitskraft, ihre Sexualität, ihre Gebärfähigkeit, ihre sozialen intellektuellen, spirituellen Beziehungen im weitesten Sinne.

„Das Beziehungsgeflecht des Tausches, das die Ehe konstituiert, wird nicht zwischen einem Mann und einer Frau etabliert, sondern zwischen zwei Gruppen von Männern, und die Frau dient dabei nur als eins der Tauschobjekte, nicht als Tauschpartner ... Dies ist auch so, wenn die Gefühle des Mädchens mit in Betracht gezogen werden, was, darüberhinaus, meist der Fall ist. In der Hinnahme der vorgeschlagenen Verbindung beschleunigt oder erlaubt sie den Tausch, sie kann sein Wesen nicht ändern." (2)

Diese Analyse macht die separatistische Antwort der Frauen- und Lesbenbewegung verständlich. Separatismus kann als eine Umwandlung der Sozialstruktur gesehen werden, als ein Versuch, soziale Gruppen zu bilden, die auf unmittelbaren Beziehungen von Frauen untereinander basieren. Darüberhinaus ist der Separatismus eine radikale Verneinung der Rechte von Männern an Frauen und eine Forderung der Frauen, diese Rechte selbst zu haben.

Da Lévi-Strauss so argumentiert, daß das Inzesttabu und die Resultate seiner Anwendung den Beginn der Kultur konstituieren, können wir schließen, daß die weltgeschichtliche Niederlage der Frauen gleichzeitig mit dem Anfang der Kultur stattfand und daß sie als eine Vorbedingung für Kultur überhaupt dargestellt wird. Würden wir dieser Argumentation folgen, so hieße das: der Anfang der Kultur etabliert ein Machtverhältnis zwischen Männern und Frauen, in dem Männer die Herrscher und Frauen die Beherrschten sind. Also Kultur gleich Patriarchat. Und es hieße auch: der Anfang der (patriarchalen) Kultur ist der Anfang der geschlechtsspezifischen Unterdrückung. Die Unterdrückung der Frau sei also folgerichtig und unausweichlich im Sinne einer evolutionären Notwendigkeit; ohne sie könne der Schritt von Natur zu Kultur nicht gemacht werden.

Nun ist diese Erkenntnis natürlich nichts Neues. Schon Bachofen beispielsweise sah im Mutterrecht nichts anderes als eine notwendige Vorstufe zu dessen Abschaffung. Sein Geschichtsbild war die evolutionäre Leiter Hetärismus – Gynaikokratie – Patriarchat. Bei Lévi-Strauss' These über den Frauentausch handelt es sich nicht um ein Geschichtsbild, auch nicht um eine Definition von Kultur, und ebensowenig um ein in sich geschlossenes System. Es ist eine scharfsinnige aber verkürzte Darstellung von verschiedenen Aspekten der sozialen Beziehungen zwischen biologischem und sozialem Geschlecht. Wenn ich sage verkürzt, dann meine ich den Prozeß, der auf der intrapsychischen Ebene Verdrängung genannt wird: das Verschweigen und Meiden des „Unerwünschten" und auf der anderen Seite das Ausbauen des „Zugelassenen" zu einem elaborierten, geschlossenen System. In diesem Sinne ist die Beschreibung der Unterdrückung und Ausbeutung von Frauen noch erlaubt (obwohl Lévi-Strauss in seiner Deutlichkeit schon ziemlich weit geht), das Fragen nach Gründen und Hintergründen schon verboten. Lévi-Strauss bleibt auch „folgerichtig" die Antwort darauf schuldig, wie, durch welche konkreten Umstände, Frauen zu TauschOBJEKTEN geworden sind. Er weist sich damit als jemand aus, der an dem größten und für das Patriarchat notwendigsten Mythos weiterbaut – an der „natürlichen" Überlegenheit des Mannes. Mythologie in den Händen der Patriarchen ist und bleibt ein Mittel zu unserer Unterdrückung, allerdings eins, dessen Studium für mich weit erhellender ist als alle Theorieanalysen der vergangenen Jahre. Mythologie in unseren Händen, also das, was nach der „Zerrüttung" dieses wichtigen Diskurses kommt, ist ein Schritt hin zu den „weiblichen Umfassungen", (wenn dann solche Kategorien überhaupt noch anwendbar sind), die die Frau und die Welt neudefinieren.

1 Lévi-Strauss, „MYTHOLOGICA I – Das Rohe und das Gekochte"
2 Lévi-Strauss, „Les structures élémentaires de la parenté"

Sibylle Klefinghaus

* * *

Frauen und Recht

oder

Vor dem Gesetz sind alle gleich

Teil I: Versuch einer mythologischen und philosophiegeschichtlichen Ableitung der Rechtsidee

– Referat, gehalten im Rahmen der
„4. Sommeruniversität der Frauen 1979" –

„Aus dem Schoße des Weibertums kommt der Untergang seiner Herrschaft"
(J.J. Bachofen, 1861)

I. Einleitung

1.
Alles Recht ist aus der Religion entstanden. Diesen provozierenden Satz gilt es zu verifizieren. Das, was heute als Gegensatzpaar anmutet, war ursprünglich nicht getrennt. Recht und Rechtsprechung galt in der sog. „prähistorischen" Zeit als Attribut von Aphroditepriesterinnen. Die Frau *war* Verkörperung des Rechts – ius naturale –, der Mann hat später durch seine Institution des ‚ius civile' (nur) Recht *gesucht* bzw. *gesetzt.*

2.
Patriarchalisches Recht als Versuch einer Emanzipation von weiblichem Naturrecht ist eine logische Konsequenz der Aufklärung. „Aufklärung ist die radikal gewordene mythische Angst" (1) des Mannes vor den weiblichen Urmächten der Mythologie. Diese machten ihre Rechtsansprüche – die Forderung menschlicher (hs. männlicher) Opfer – als Wiederholungszwang geltend (Bsp. die Sphinx). Dieser Wiederholungszwang, als Schuldzusammenhang imaginiert, war als Gesetz installiert; das Schicksal (FATUM) war dem Einzelnen unausweichlich vorgeschrieben. Die ersten Aufklärer waren die ersten Religionskritiker und die ersten Philosophen. Sie wollten das Opfer ersetzen durch die Erziehung des Menschen (bes. des Mannes). Die Geschichte der Zivilisation ist mithin die „Geschichte der Introversion des Opfers" (1a) ins einzelne Individuum, das den patriarchalen Charakter des männlichen Subjekts ausmacht.

3.
Aufklärung bzw. Philosophie als exquisit männliches Unternehmen machte sich den Logos der Identität zu eigen und universalisierte das Inzesttabu, das wahrscheinlich erste Rechtssatzung war. Die antike griechische Philosophie verstand sich als Heilslehre. Sie wollte Ordnung in die Welt bringen. Das polare griechische Denken der Vorzeit, in dem gleiches ähnlich war (HOMOIOS, HOMOS (1b) vgl. auch HETAIRA, HETAIROS: zur gleichen Zeit geboren, gleichberechtigt), die Welt zwei Ursprünge hatte (CHAOS und GAIA) und EROS gleichzeitig fragen, erkennen, sich vermischen, lieben bedeutete, wurde zugunsten des Satzes vom Widerspruch ($1 = 1 \neq 2$) und der Entgegensetzung von sinnlicher Wahrnehmung und Erkenntnis aufgegeben.

4.
Das heutige Recht ist ein Ausfluß dieser Systematisierungsversuche, der Trennung von Gleichem und Ungleichem. „Die reine Immanenz des Positivismus (bzw. des positiven Rechts, d.Verf.), ihr letztes Produkt (der Aufklärung, d. Verf.), ist nichts anderes als ein gleichsam universelles Tabu. Es darf überhaupt nichts mehr draußen sein, weil die bloße Vorstellung des Draußen die eigentliche Quelle der Angst ist." (2) Der logische Formalismus unterwirft die Vernunft unter das unmittelbar Vorfindliche. Die Erkenntnis beschränkt sich auf die Wiederholung des Tatsächlichen, wodurch sie in Mythologie, die das Leben als schicksalhaften Kreislauf, als Wiederholung beschrieb, zurückfällt.

„Antiquam exquirite matrem!"
(J.J. Bachofen, 1841)

II. Mythologie

1. Was ist Mythologie?

„Eine Kunst neben und innerhalb der Poesie. Sie wird jedoch durch eine eigentümliche Materie bestimmt: eine alte überlieferte Stoffmasse, enthalten in bekannten und doch nicht jede weitere Gestaltung ausschließenden Erzählungen von Göttern und göttlichen Wesen, Heroenkämpfen und Unterweltfahrten." (3) Dabei darf Mythologie nicht mit Märchen gleichgesetzt werden. Die Mythologien in der griechischen Gesellschaft sind nicht entstanden, um die Menschen zu unterhalten, sondern sie waren für jene, die in ihr dachten und durch sie sich ausdrückten, Lebens- und Handlungsform. Zwischen Denken und Leben klaffte hier noch keine Lücke. Die Bezeichnung einer bestimmten Erzählung als Märchen oder Mythologie wurzelt demnach nicht in der unterschiedlichen Form oder im unterschiedlichen Stoff, sondern im Verhalten zu ihr. „Geht das Leben in den überlieferten Stoff mit völligem Einsatz seiner selbst ein und tut es dies in großen zeremoniellen Formen: in Kult oder Krieg ... so hat man mit Mythologie ... zu tun. Sind die großen Zeremonien zu einer kaum mehr so zu nennenden: zum Erzählen und Zuhören, zuletzt zum bloßen Lesen geworden, der Einsatz des Lebens zum genießerischen Sich-Vergessen, so steht ein Märchen ... vor uns." (4)

Mythologie ist auch nicht reine Vergangenheit, mit der wir nichts mehr zu tun haben. Wir haben es hier eher mit einem welthistorischen Verdrängungsprozeß zu tun. Daß Mythologien sich bis heute gehalten und kaum von ihrer Macht eingebüßt haben, hat die Theorie der Psychoanalyse aufgedeckt. Im Wege der Traumdeutung wurden uralte mythische Geschehensabläufe aufgedeckt, die sich für ihre gnadenlose Verdrängung in der patriarchalischen Gesellschaft als Wiederholungszwang bei jedem Menschen in seiner Kindheit rächen und später in den Träumen der Erwachsenen ständig reproduzieren. Bilder und Mythen vergangener Zeiten können nicht sterben, weil sie immer noch ein unerlöstes Wunsch- und Sehnsuchtsreservoir der

Menschen repräsentieren (Bsp. Ödipuskomplex). Darüberhinaus besteht Mythologie in ihrer Perversion, dem logischen Formalismus, fort (s.u.).

Mythologie gilt es aber nicht nur aufzuarbeiten, weil sie aufgrund ihrer Verdrängung „lästig" zutagetritt, sondern „die wiederentdeckte Vergangenheit liefert kritische Maßstäbe, deren Anwendung die Gegenwart verwirft und verbietet. Mehr noch, die Wiederherstellung des Erinnerungsvermögens geht Hand in Hand mit der Wiederherstellung des erkennenden Gehalts der Phantasie." (5) Von diesem Standpunkt aus bedeutet „das Neue (des technischen Zeitalters, d.Verf.) erkennen ... nicht ihm und seiner Bewegtheit sich einschmiegen, sondern ihrer Starrheit widerstehen, den Marsch der welthistorischen Bataillone als Treten auf der Stelle zu erraten ... Nur wer das Neueste als Gleiches erkennt, dient dem, was verschieden wäre." (6)

2. *Ius Naturale, Ius Civile und ihr Kampf in der griechischen Mythologie*

Bachofen schreibt in seinem „Mutterrecht" (7) davon, daß sich in manchen Teilen des vorhellenischen Griechenland (Tyros, Berytus) Jurisprudenz und Aphroditekult verbanden. Die Aphroditepriester(innen) bewahrten die „Rechtswissenschaft", soweit man in einem davon heute sehr verschiedenen Sinne sprechen kann. Der Grund ergibt sich aus der dem Mutterrecht zugrundeliegenden Gleichheit aller Menschen. „Wie die Gleichheit des Besitzes, so ist auch die Gleichheit des persönlichen Zustandes aller Menschen aphroditische Satzung." (8) (Später wird zu zeigen sein, daß dieser Gleichheitsbegriff von dem patriarchalen stark differiert.) Vorgestellt wurde eine große Urmutter – der Ursprung des Lebens: Magna Mater, Dea, Demeter, Isis, Nemesis – deren Stellvertreterin die irdische Frau war, da sie durch ihre Mutterschaft als physische Tatsache dieses Ursprungsprinzip verkörperte. In diesem Verhältnis der Stellvertretung lag der Grund ihrer Macht in matriarchalen Gesellschaften. Somit diente die religiöse Gynaikokratie (Frauen„herr"schaft) (8a) der zivilen, wie überhaupt nach Bachofens Meinung aller Hebel der Zivilisation die Religion sei.

Da die Gleichheit aller Menschen und Götter sich aus dem gemeinsamen Ursprung herleitete und die sinnliche Wahrnehmung im Mutterrecht Ursache aller Erkenntnis war, war die Rechtsprechung Sache der Frauen. Das Ius Naturale wurde als allgemeines Gesetzmäßigkeitsprinzip der ganzen Natur aufgefaßt und war Ausfluß der frühesten Religionsidee.

So war es auch in vielen früheren Gesellschaften Sitte, daß ältere Frauen das Richteramt ausübten – auch noch in sog. „Übergangsgesellschaten": z.B. die Sabinerinnen, die Eleerinnen, die Gallierinnen, die Germaninnen schlichteten den Völkerstreit. Bachofen spricht – als Bsp. – vom sog. Keuschheitsopfer der elischen Matronen, die Kriege verhindern sollten und vom Richteramt dieser Frauen: „In seiner Erwähnung des Collegiums der sechzehn elischen Matronen hebt Pausanias (5,16,5) als die älteste Tätigkeit desselben das Richteramt in öffentlichen Streitigkeiten hervor. Demophon, der König von Pisa, schädigte die Eleer in jeder Weise. ‚Als er starb, und die Pisäer alle Mitschuld (...) von sich wiesen, da ließen es sich auch die Eleer gefallen, ihre Ansprüche friedlich beizulegen. Und so kamen sie überein, aus den sechzehn damals bewohnten Städten der Landschaft Elis aus jeder eine Frau zur Schlichtung der Streitigkeiten auszuwählen, und zwar jedesmal diejenige, welche an Jahren, an Würde und Ansehen allen anderen vorginge. Die Städte, aus welchen sie die Frauen auswählten, waren die Städte der Landschaft Elis. Diese Frauen entwarfen das Friedensverkommnis zwischen den Pisäern und Eleern.'" (9)

Die Geschlechtsverschiedenheit der Menschen resultierte nach mythischer Anschauung erst aus der Verschiedenheit der zeugenden Väter. „Das Weib geht voran, der Mann folgt ... (er) steht zu ihr im Sohnesverhältnis; das Weib ist das Gegebene, der Mann das aus ihr erst Gewordene ... er kömmt nur in sterblicher Gestalt zum Dasein." (10)

Wie das Mutterrecht aufgrund der Universalität seines Ursprungs unabhängig von jeder positiven Satzung ist (11), so ist das Vaterrecht – da die Vaterschaft stets eine juristische Fiktion ist – auf Konstruktionen – also Beschränkungen des Ius Naturale angewiesen (z.B. die Institution der Ehe, die Zurechnung der Kinder zum Vater, die Trennung zwischen legitimen und illegitimen Kindern, die Trennung in ‚plebejer' = ‚plebs' = die eines Stoffes sind und ‚patrizier' = patres scire possunt – die ihre Väter kennen konnten usw.)

Die wichtigsten (zivilen) Elemente der Gynaikokratie waren: Prinzipat der Mutter, Mutterfolge, ausschließliche Erbberechtigung und Alimentationspflicht der Tochter (11a), Ausstattung und Aussteuer der Brüder durch die Schwestern, Sonderstellung des Mutterbruders, die größere Heiligkeit weiblicher Opfer (z.B. die Keuschheitsopfer zur Schlichtung des Völkerstreits, s.o. (12)), die Unsühnbarkeit des Muttermordes und die Bezeichnung „Mutterland" (METRIS statt PATRIS, z.B. auf Kreta); ferner der Vorzug der linken Seite, der Nacht, des Schwesterverhältnisses und der jüngsten Geburt.

Im Vaterrecht ist das Prinzipat des Vaters und aller seiner Vorrechte auf die Fiktion der „Ehe" aufgebaut. Nicht die Töchter als Trägerinnen des Geschlechts treten in seine Stellung ein, sondern die Söhne als Träger seines „Namens", einer juristischen Fiktion. Der Mord am „Stoff", d.h. der Mutter und Töchter wird gering bewertet, die Töchter gelten als beliebig verfügbares Eigentum (13).

Die – blutigen – Kämpfe zwischen Mutterrecht und Vaterrecht sollen anhand von zwei Beispielen verdeutlicht werden.

a) Orest (13a)

Agamemnon (13b) opferte seine Tochter Iphigenie, um einen günstigen Wind für die Kriegsfahrt nach Troia (ca.1200 v.u.Z.) zu bekommen. In seiner Rechtfertigung opferte er das Gesetz des Stoffes (Tötung der Tochter) dem Gesetz des Staates (Vorgeschichte). Klytämnestra, seine Gemahlin, rächte sich, indem sie Agamemnon nach seiner Heimkehr umbrachte. Nun tritt Orest, angestiftet von seiner Schwester Elektra, auf den Plan. Er bringt seine Mutter um, um den Vater zu rächen. Das ruft die Erinnyen (era = terra = Erde; Erinys = die in der Erde wohnende Gottheit), die weiblichen Rachegöttinnen, wach, die den Muttermord, d.h. die Vernichtung der Quelle des eigenen Ursprungs, mit Verfolgung und Ermordung oder Wahnsinn

rächen.

Da Orest von dem männlichen Lichtgott Appollon, dem „Seher" (14), verteidigt wird und die Erinnyen auf Seiten Klytämnestras stehen, besteht ein Patt zwischen Mutterrecht und Vaterrecht. Hier findet nun zum ersten mal in der (mythischen) Geschichte ein sog. „Blutgericht" statt: Das erste Mal, daß über einen Muttermord „gerechtet" und das Für und Wider in die Waagschalen geworfen wird. Den Standpunkt der Erinnyen zeigt folgender Dialog zwischen ihnen und Orest:

„ERINNYS. Dich hat der Seher angeführt zum Muttermord?
ORESTES. Und noch bis jetzt nicht schalt ich über mein Geschick.
ERINNYS. Doch faßt der Spruch dich, anders reden wirst du bald!
ORESTES. Ich glaub's; doch Beistand schickt mein Vater aus dem Grab.
ERINNYS. Hoff' auf die Toten, der du die Mutter tötetest!
ORESTES. Zwiefachen Frevel lud sie auf ihr schuldig Haupt.
ERINNYS. Wie das? Belehre dessen dort die Richtenden.
ORESTES. Den Mann erschlug sie, und erschlug den Vater mir.
ERINNYS. Du aber lebst noch, während sie den Mord gebüßt.
ORESTES. Warum denn hast im Leben du sie nicht verfolgt?
ERINNYS. Sie war dem Mann nicht blutsverwandt, den sie erschlug.
ORESTES. Ich aber, sagst du, bin von meiner Mutter Blut?
ERINNYS. Trug denn, du blut'ger, unter ihrem Herzen sie dich nicht?
Verschwörst du deiner Mutter teures Blut?"
(15)

Orest spricht zu den Richtern daraufhin zu seiner Verteidigung:

„Drauf sag ich also, mein gerechtes Wort vernimm:
Nicht ist die Mutter ihres Kindes Zeugerin,
Sie hegt und trägt das auferweckte Leben nur;
Es zeugt der Vater, aber sie bewahrt das Pfand,
Dem Freund die Freundin, wenn ein Gott es nicht verletzt.
Mit sicherm Zeugnis will ich das bestätigen:
Denn Vater kann man ohne Mutter sein; Beweis
Ist dort die eigene Tochter des Olympiers Zeus,
Die nimmer eines Mutterschoßes Dunkel barg,
Und dennoch kein Gott zeugte je ein edler Kind." (16)

Nach der Anhörung beider Parteien erfolgt die Abstimmung; Athene gibt den Ausschlag:

„Mein ist es, abzugeben einen letzten Spruch,
Und für Orestes leg' ich diesen Stein hinein;
Denn keine Mutter wurde mir, die mich gebar,
Nein, vollen Herzens lob' ich alles Männliche,
Bis auf die Ehe; denn des Vaters bin ich ganz.
Drum acht' ich minder sträflich jetzt den Mord der Frau,
Die umgebracht hat ihren Mann, des Hauses Hort.
Es sieg' Orestes auch bei stimmengleichem Spruch!"
(17)

Daraufhin drohen die Erinnyen mit grausamer Rache:

„Wo ist ein Mensch, welcher nicht entsetzte, nicht bangte,
wann er mein Gesetz anhört?
Das gottbeschieden Moira mir zu endigen gebot;
Doch es gehören alte Würden mein, ich gelte nicht ehrlos,
Ward mir auch unter der Erden die Heimat,
Tief in sonnenleerer Nacht ...
O neue Götter, alt Gesetz und uraltes Recht,
Ihr rennt sie nieder, reißt sie fort aus meiner Hand!
Und ich Unsel'ge, schmachbeladen, bitterempört,
Zur Erde nieder, weh!
Rächend zu Boden hier trief' ich des Herzens Gifttropfensaat! ...
Ich das erdulden, weh!
Unter der Erden ich mich verbergen, die Urweise? Weh!
Von Zorn schwillt die Brust; von Groll ganz erfüllt."
(18)

Auf seiten des Mutterrechts gilt: Da das Gesetz der Erde durch den Muttermord selbst verletzt ist, muß der Mörder durch seinen eigenen Tod das Gesetz wiederherstellen. Solange dies nicht geschieht, kann die Erde keine Frucht mehr tragen (jeder andere Mord ist menschlicher Rache überlassen). Daher der Zorn der Göttinnen, der kinderlosen Töchter der Nacht, und ihre Drohung, die Natur unfruchtbar zu machen.

Die Erinnyen werden nun in Äschylos' Drama durch einen billigen Trick der Athene versöhnt: (18a)

„In ehrender
Wohnung, Erechtheus' Tempel nah, wirst du dereinst
von Männern hochgeachtet und von Weibern sein,
Wie dir in andern Ländern nimmer ward zu Teil." (19)

Sie werden nun zu ‚guten Göttinnen' (Eumeniden) und damit ihrer zweipoligen Macht, der Herrschaft über Leben *und* Tod, beraubt und sind nur noch dazu da, das Leben zu verschönern und für viel Fruchtbarkeit zu sorgen:

„Wehen soll waldverwüstend Wetter nie
– Das ist mein Geschenk dem Land –
Und nie pflanzenaugesengender Brand heimsuchen dieses Landes Au'n!
Nie ersticke Mißwachs jammervoll der Saaten Blühn;
Schafe, froh in Sattigkeit,
Zwillingslämmer um sie her
ernähr' zu seiner Zeit der jungen Erde Grün,
Der Grasung lieber Ort,
Steter Göttergaben reich!" (20)

Die Erinnyen werden zu Eumeniden depotenziert. Der Sieg des aufkommenden Patriarchats – eingeläutet durch eine Gerichtsverhandlung (20a), deren Notwendigkeit die natürliche Machtunterlegenheit des Mannes beweist – stützt sich hier auf drei Tricks:

– die biologische Lüge (mutterlose Vateschaft)
– Eideshelfer von der Gegnerseite (Athene)
– Betörung der Göttinnen durch Opfer und Verehrung (21).

b) Die Bluthochzeit der Danaiden (21a)

Die Bluthochzeit, ein ägyptischer Mythos, von Äschylos und Pausanias (21b) nacherzählt, berichtet auch wieder vom Geschlechterkampf, diesmal kollektiv im Kampf um bzw. gegen die Gewaltinstitution Ehe.

Vorgeschichte: Belos, König von Ägypten und Libyen, hatte die Zwillingssöhne Aigyptos und Danaos. Er teilte sein Reich zur Erbschaft auf und gab Aigyptos Ägypten und Danaos Libyen. Aigyptos hatte in der Folgezeit 50 Söhne, Danaos 50 (22) Töchter. Aigyptos hielt um die Hand der 50 Danaiden für seine Söhne an. Danaos, der hinter den Hochzeitsanträgen Eroberungsmotive seines Bruders bezüglich seines Erbschaftsteils Libyen fürchtete, lehnte ab (22a). Nach anderen Erzählungen sollten die Hochzeiten deswegen nicht stattfinden, weil die Frauen in matriarchalen Gesellschaften (hierfür ist Libyen ein Indiz: es war zu Zeiten der Sitz von Amazonen) sich ihre Männer selbst zur (losen?) Ehe aussuchten und deswegen (so Bachofen) die Töchter des Danaos, die Danaiden, eine Heriat mit ungewollten Ehegatten ablehnten.

Die Aigyptossöhne, die sich davon nicht abbringen ließen, wollten die Hochzeiten erzwingen. Die Danaiden flüchten daraufhin mit Athenes Hilfe – der Ehehasserin – nach Argos. Die Aigyptiaden folgen ihnen. In Argos finden dann die Hochzeiten statt. Jedoch bringen die Danaiden in der Hochzeitsnacht alle Gatten – bis auf einen – um (nach Bachofens Version aus eigener Entschlußkraft). Sie kannten weder Schuld noch Sühne, nur die Rächung ihres verletzten Selbstbestimmungsrechts

„Es gescheh' denn, was verhängt uns vom Geschick ward;
Unumgehbar ist des Zeus ewiger, nie wankender
Ratschluß;
Doch in alljeglicher Eh' zeige ich dies End',
Daß des Weibes sei die Herrschaft." (23)

„So stehen die Danaiden da in der Heldengröße der Amazonen, die, wo es gilt, die Rechte ihrer Herrschaft zu wahren, keiner weichen Betrachtung Gehör leihen ... sie mußten nicht bloß dulden, sie mußten handeln, den Frevel strafen, das Recht der Gynaikokratie, das höhere Recht des Weibes durch Mord aufrechterhalten." (24) In Äschylos' Drama kommen sie nach der Mordnacht stolz aus den Schlafgemächern heraus und besingen im Chor ihr Werk. „Die grause Tat liegt ganz im Geiste ... der Wahrung des hohen Weiberrechts, im Haß alles Männlichen, in der Lust an Kampf und Blut ..." (25)

Nun wird das letztendlich alles unterlaufen durch Hypermnestra (= die hohe Herrin), die Älteste der Schwestern. Sie köpft ihren Gatten, Lynkeus, nicht: aus Liebe zu ihm. Im weiteren Verlauf wird sie vor ein förmliches Gericht gestellt, wo Aphrodite – die männliche Geschlechtsteile Liebende – auf ihrer Seite steht und Athene – die Ehehassende – auf der Seite der Schwestern. Zuletzt wird Hypermnestra auf Aphroditens Wirken hin freigesprochen.

Lynkeus, der einzige Überlebende, setzt mit Hypermnestra das Geschlecht fort: die gebiert Herakles, den ‚Amazonenbezwinger'. Die anderen Danaiden werden später nach Pausanias' Version von ihrem Vater nach patriarchaler Manier verheiratet (als Preis in einem Wettkampfspiel), nachdem die Heiratssuche der Töchter ergebnislos war. (26) In der Unterwelt nach ihrem Tod sind die Danaiden dazu verbannt, Wasser in ein durchlöchertes Faß zu schöpfen. Dieses Wasserschöpfen, ein uraltes Symbol für den Befruchtungsvorgang der Erde durch das Wasser, wird nun durch olympischen Richterspruch zum Fluch des Stoffes, zum Wiederholungszwang, zum sinnlosen Tun, zur nie endenden Sühne für die begangenen Morde.

Auch hier steht wieder eine Gerichtsverhandlung am Anfag des Verfalls des Mutterrechts: Hypermnestra wird freigesprochen, die ihre Schwestern verraten hat. Die patriarchale Moral dieses nacherzählten Mythos bedient sich folgender Mittel:
– Unterwerfung = Liebe
– Eideshelferinnen: die Göttin der Liebe (Aphrodite) und die unterworfene irdische Frau selbst. Hier beginnt bereits die innere Kolonisation, im Gegensatz zum ersten Beispiel.
– Die Existenz des Gerichts, im ersten Beispiel noch Beweis der Unterlegenheit des Mannes (da die Rache noch von Göttinnnen ausgeübt wurde, die nicht besiegt werden konnte durch Gewalt) gerät hier zur Legitimationsbasis für den Verrat am eigenen Geschlecht.
– Durch die Einführung der Institution „Liebe" und ihrer Kontradiktion zur Selbsterhaltung werden die Frauen in zwei Lager gespalten: die einen legitimieren ihre Existenz durch Liebe zum Aggressor mit dem Preis der Selbsterhaltung im eigenen Interesse, die anderen, die die Selbstverteidigung vorziehen, sind dem Fluch des Stoffes, dem ewigen Wiederholungszwang, dem sinnlosen Tun verfallen – mithin zur seelenlosen Natur erstarrt.
– Die Natur wird sich selbst zum Terror, da sie sinnlos geworden ist. Sie schreit nach höherer – patriarchaler – Sinngebung bzw. Rechtsetzung, die ihr einen Sinn gibt, mithin nach ihren Vergewaltigern. Dem vorangegangen war jedoch der olympische Richterspruch, der die Natur erst zum Abbild seelenlosen Wiederholungszwangs gemacht hatte: die simple Verkehrung von Ursache und Wirkung, hier noch als anmaßenden Bubenstreich, später als bittere Realität.

III. Aufklärung

1. Was ist Aufklärung?

Mythologie selbst war der Beginn der Aufklärung. Sie stellte die Frage nach dem Ursprung des Menschen und setzte damit einen Schuldzusammenhang, den es vorher nicht gab. Der Mythos wollte berichten, festhalten, erklären. Er war die exoterische vulgarisierte Form bzw. Verlängerung der esoterischen Kulte, d.h. der „Pflege" des Kontakts zu den Göttern/Göttinnen durch Mimesis (Angleichung); diese Kulte waren oft nur bestimmten Teilen des Volkes (überwiegend Frauen) zugänglich. Die griechischen Dichter Homer, Äschylos, Sophokles, Hesiod usw. fanden den mythologischen Stoff schon in dieser ordnenden Form vor und änderten ihn nochmals in ihren Werken um, die uns heute überliefert sind (z.B. Ilias, Odyssee, Antigone, Eumeniden, Danais, Theogonie). An die Stelle der lokalen

Geister und Dämonen war schon die Hierarchie des Himmels getreten, an die Stelle der Beschwörungspraktiken des Zauberers und Stammes das wohlabgestufte Opfer. Die olympischen Gottheiten sind nicht mehr unmittelbar mit den Elementen identisch, sie bedeuten sie. „Die Götter scheiden sich von den Stoffen als deren Inbegriffe. Sein zerfällt von nun an in den Logos ... und in die Masse aller Dinge und Kreaturen draußen." (27)

Dennoch war Mythologie für die ersten (abendländischen) Aufklärer, Sokrates und Platon, ein Skandal. Das Leben als Kreislauf war ihr Gegenstand. Durch ihre Metaphern verhüllte und enthüllte sie zugleich. Die Frage nach dem Ursprung bedingte zugleich die Frage nach dem Ende – verstanden werden konnte dieser Kreislauf von den damaligen Männern nur als Schuldzusammenhang, da sie sich ihm – bar jeder Einflußmöglichkeit – ausgeliefert fühlten. Nur die Frauen hatten ja in ihren Augen Macht über Leben und Tod, da sie gebären konnten; sie repräsentierten die drei MOIREN, Geburts- und Todesgöttinnen – Gottheiten einer älteren Kulturstufe als die der olympischen Götter –, die zugleich Schicksalsgöttinnen waren (die MOIREN wurden oft als Weberinnen dargestellt, die den Lebensfaden eines jeden Menschen spannen und über den Zeitpunkt seines Endes entschieden). Die Satzung eines „unabwendbaren Schicksals" wollten die Aufklärer außer Kraft setzen. Hier beginnt die Emanzipation des Mannes vom Gesetz der Materie.

Die Philosophie als eines speziell männlichen Unternehmens verstand sich als Heilslehre. Sie wollte den Mann aus seiner Abhängigkeit von der Mutter herausführen durch eine großangelegte Veranstaltung der Universalisierung des Inzesttabus, genannt „Erziehung": diese umfaßte die Bändigung der Triebe und die Ausbildung des männlichen Geistes (Sokrates verstand sich als ‚männliche Hebamme'). Die Philosophie stellte zwar die Frage nach dem Ursprung des Seins, verdrängte aber gerade den eigentlichen – mütterlichen – Ursprung. Sie schaute nicht auf ihre eigenen Füße und bezeichnete sich bescheiden als „blind".

Indem die frühe Aufklärung (Sokrates, Platon) Erkenntnis festsetzte als nur möglich über das „Statische, Reine, Gleichbleibende und ewig Seiende" (28), stellte sie sich in Gegensatz zu dem, was sich der sinnlichen Wahrnehmung präsentiert und immer ein Vieles, Gemischtes ist. Während in der griechischen Sprache noch ähnliches gleich und gleiches ähnlich sein dürfte, versuchte man nun, diese Vermischungen auszuschalten oder dienstbar zu machen und die Herrschaft der Eins, der Identität, der Gleichheit (nur Identisches war gleich), der Widerspruchslogik ($1 = 1 \neq 2$) zu installieren, um so Herrschaft über die Natur zu bekommen. Der schon programmierte Zerfall des Seins in den Logos und die Masse aller Dinge durch die Mythologie wurde nun intellektuell untermauert. Die Einheit der Natur konstituierte sich im Substrat der Herrschaft über sie.

Jedoch sind die Nahtstellen aller dieser Emanzipationsversuche nicht zu übersehen. Die Ersetzung des göttlichen Opfers durch Erziehung beinhaltete die Opferung der Triebe, die Kastration. Denn Herrschaft über die äußere Natur setzt die Beherrschung der eigenen Natur voraus. Für ihre intellektuellen Konstruktionen – z.B. die Gerechtigkeit – brauchten die ersten Aufklärer immer noch eine höhere Legitimation. „Diese, die Moira, das Schicksal, war nichts anderes als die durch Abstraktion verhüllte Muttergöttin, die in Unität, Dualität und Trinität schon die mythologische Konstruktion der Welt beherrschte. Der Philosoph, den es so glühend nach Autonomie, ... nach Standhaftigkeit gegenüber allen Schicksalsschlägen gelüstet, gelangt dahin nur durch Komplizität mit der Schicksalsgöttin, die durch Anpassung an sie erkauft wird." (29)

Die moderne Aufklärung hat es nun nicht mehr nötig, ihre Philosophie durch Negation des unmittelbar Vorfindlichen zu begründen, da die Verdrängung des natürlichen Ursprungs des Menschen schon allgemein vollzogen ist. Sie beschränkt ihrerseits in der Form des modernen Positivismus die Erkenntnis auf die Wiederholung des (29a) Tatsächlichen, wodurch sie jedoch in Mythologie zurückfällt. Die Wiederholung des Schuldzusammenhangs, deren man die weiblichen Urmächte in der Mythologie bezichtigte, kehrt nun in der Wiederholung des Sachzwangs als unauswechlich Objektives wieder: Die moderne Technik und Industrie – im 19. Jhdt. oft dargestellt als weibliche Allegorie – frißt die Menschen = Männer auf. Damit erscheint die unterdrückte, entseelte, objektivierte Natur – durch die Frau symbolisiert – wieder als bedrohliche Naturpotenz (29b). Die projizierte Sinnlosigkeit des Naturkreislaufs, die die Verdrängung des natürlichen Ursprungs und Endes nach sich zog, macht das Leben des Einzelnen sinnlos. Sein Schicksal ist austauschbar und beliebig. „In dem Augenblick, in dem der Mensch das Bewußtsein seiner selbst als Natur sich abschneidet, werden alle die Zwecke, für die er sich am Leben erhält, der gesellschaftliche Fortschritt, die Steigerung aller materiellen und geistigen Kräfte, ja Bewußtsein selber, nichtig, und die Inthronisierung des Mittels als Zweck, die im späten Kapitalismus den Charakter ds offenen Wahnsinns annimmt, ist schon in der Urgeschichte der Subjektivität (bzw. des Patriarchats, d. Verf.) wahrnehmbar." (30) Diese Ausführungen sollen nun in einer bruchstückhaft dargestellten Entwicklung der Aufklärung konkretisiert werden.

2. Hesiod's Theogonie (31)

Hesiods Darstellung der Entstehung von Göttern und Menschen war ein Versuch der Strukturierung des mythologischen Stoffes. Er war aber noch kein Aufklärer im strengen Sinne; er negiert weibliche Rechtsansprüche nicht einfach sondern läßt erkennen, wie sich patriarchale Rechtsansprüche aus matriarchalen ableiten und letztendlich deren Usurpation darstellen.

In seiner Theogonie entstanden die Götter aus drei Ursprüngen: CHAOS, GAIA und EROS. CHAOS, das Klaffende, Gähnende, die Spalte (griech. neutrum) brachte Nachtgötter/innen hervor. GAIA, die Breitbrüstige, gebar den URANOS (Himmel), die Berge und PONTOS (Meer). Diese Nachkömmlinge mischen sich nicht (bis auf die MOIREN, die zwei Ursprünge haben). EROS hat keine eigenen Nachkömmlinge, er bringt nur alles zur Entfaltung. Hesiod ist also noch Vertreter des frühgriechischen polaren Denkens, in dem Pole (CHAOS , GAIA) nebeneinander existieren, ohne sich zu bekämpfen.

GAIA vermischt sich mit URANOS, ihrem Sohn, und gebiert neben anderen Kindern KRONOS, der den Vater durch Kastration in seiner Herrschaft ablöst auf den Rat der Mutter. Dieser wiederum wird von seinem Sohn ZEUS abgelöst. ZEUS vernichtet seinen Vater auf Geheiß seiner

Mutter RHEA, nachdem sie ihm einen eingewickelten Stein zu essen gibt, den dieser für das Kind seiner Gattin RHEA hält, das er aus Angst vor dem Verlust seiner Herrschaft verschluckt.

Der genealogische Zusammenhang wird bei Hesiod durch Göttinnen geknüpft, die gebären, beraten, weissagen. Die Götter sind stets an zeitliche Herrschaft gebunden – sie werden von ihren Söhnen abgelöst – die Göttinnen herrschen per se, sie brauchen keine Legitimation und ihre Macht auch nicht durch Konkurrenzkämpfe zu beweisen.

ZEUS erringt die Herrschaft, in dem er wegen seiner besonderen Kraft im Kampf mit den TITANEN, seinen männlichen Vorgängern, siegt und sie in den TARTAROS (Unterwelt) wirft. Er kann seine Herrschaft aber nur dadurch auch stabilisieren, daß er Ehen mit seinen Großtanten und Tanten eingeht und die Göttin METIS verschluckt, damit deren Abkömmling ihn nicht seiner Herrschaft beraubt (auf den Rat seiner Mutter). Indem ZEUS die Göttinnen nicht bekämpft, wo er immer unterliegen müßte sondern Ehen eingeht, also deren Macht prinzipiell anerkennt, aber für sich benutzt, festigt er seine Herrschaft und wird dadurch den anderen männlichen Göttern überlegen: ZEUS, der ‚Allschauer' (darüberhinaus sollen diese Ehen natürlich auch Kämpfe zwischen den Göttinnen und ZEUS vertuschen, z.B. mit den MUSEN, HEKATE, HERA – deren Darstellung hier aber zu weit führen würde).

Daß die Usurpation weiblicher Fähigkeiten aber immer Verletzung und Verstümmelung des Usurpierenden nach sich zog, zeigt sich schon hier: ATHENE, mit der die verschluckte METIS (Weisheit) schwanger ging, brach sich Bahn durch die Stirn des ZEUS. So entstand zwar die erste „männliche" Geburt, aber ZEUS erkaufte sie sich durch die Zerschlagung seines Schädels.

3. Odysseus (32)

Mit der Odyssee beginnt die Geschichte der Aufklärung. Sie beschreibt die Heimkehr des Odysseus von Troja in seine Heimat Ithaka als Irrfahrt, in der er viele Prüfungen zu bestehen hat. Diese Prüfungen sind Kämpfe mit größtenteils weiblichen Urmächten: CIRCE, den SIRENEN, SKYLLA und CHARYBDIS, LOTOS usw. Es seien hier CIRCE und SIRENEN herausgegriffen.

CIRCE gilt als Göttin der Verführung. Sie verführt die Männer dazu, sich ihren Trieben hinzugeben. Haben sie dies getan, so verwandelt sie sie in Tiere. Odysseus landet mit seinen Gefährten auf der Insel Aiaia, der Zauberinsel. Sie werden von CIRCE verführt und verwandeln sich in zufrieden grunzende Schweine. Aus der Sicht des Odysseus (odyssomenos = der Gehaßte; udeis = Niemand) (32a), dem schon Zivilisierten, erscheint das als Verderben, da Magie, die Verwandlungskunst, das Ich desintegriert. „Die Unterdrückung des Triebs, die ... (den Mann, d. Verf.) zum Selbst macht und vom Tier trennt, war die Introversion im hoffnungslos geschlossenen Kreislauf der Natur, auf den ... der Name CIRCE anspielt." (33)

Odysseus' Verhalten gegenüber CIRCE spiegelt hier schon das heutige Verhältnis zwischen Mann und Frau wider: Sehnsucht und Gebot in Form eines durch Verträge geschützten Tauschs, wobei der Tausch säkularisiertes Opfer (34) ist. „Entsagung ist dafür die Voraussetzung. Odysseus widersteht dem Zauber der CIRCE. Darum wird ihm gerade das zuteil, was ihr Zauber nur trugvoll denen verheißt, die ihr nicht widerstehen. Odysseus schläft mit ihr. Zuvor aber bringt er sie dazu, den olympischen Eid zu schwören. Der Eid soll den Mann vor der Verstümmelung schützen, der Rache fürs Verbot der Promiskuität und für die männliche Herrschaft, die ihrerseits als permanenter Triebverzicht die Selbstverstümmelung des Mannes symbolisch noch vollzieht. Dem, der ihr widerstand, dem Herrn, dem Selbst, ... will CIRCE zu Willen sein ... Auf die Lust, die sie gewährt, setzt sie den Preis, daß die Lust verschmäht wurde; die letzte Hetäre beweist sich als erster weiblicher Charakter ... Die Kraft CIRCES, welche die Männer als Hörige sich unterwirft, geht über in ihre eigene Hörigkeit dem gegenüber, der als Entsagender ihr die Unterwerfung aufkündigte." (35) Am Ende entzaubert sie die Gefährten des Odysseus wieder – doch sie sind nicht glücklich darüber. Die Zauberin hilft ihnen, indem sie kommende Gefahren prophezeit (die SIRENEN, SKYLLA und CHARYBDIS) und Odysseus sagt, wie er ihnen entgehen kann.

Im SIRENEN-Beispiel ist Odysseus auch wieder weiblichen Verführungsgöttinen ausgesetzt, die hoch oben auf einem Felsen stehen und vorbeisegelnde Männer mit ihrem Gesang betören, wobei diese an den Riffen unweigerlich zerschellen müssen. Odysseus ist jedoch von CIRCE vorgewarnt: auf ihren Rat wendet er eine List an. Bezwingen kann er die SIRENEN nicht, dazu sind sie zu mächtig. Einen anderen Weg fahren kann er aucht nicht, denn der Rechtspruch der Göttinnen auf ihr Opfer steht dem Ausweichen entgegen. Also muß sich Odysseus ihnen stellen. Um zu überleben, läßt er sich an den Mast des Schiffes anbinden und stopft seinen Kameraden Wachs in die Ohren, damit sie den Gesang nicht hören und rudern können. Als sie an der Stelle angelangt sind, verfällt Odysseus wie alle seine Vorgänger dem Gesang, aber durch die Vorkehrungen, die er getroffen hat, verhallt sein Schreien und ist sein Zappeln am Mast sinnlos. Damit sind die SIRENEN entmachtet und stürzen sich vom Felsen. Odysseus segelt unbehelligt vorbei. Als in der Mimesis gelehriger Schüler der Göttin ahmt er den kastrierten Phallus der Muttergöttin, den über der Erde abgehauenen Stamm, den Mastbaum des Schiffes, nach. Er weiß, daß auch er Kastration erleiden muß, wenn auch nur seiner Bewegungsfreiheit, will er mit dem Leben davon kommen. Er muß den SIRENEN Ehrerbietung erweisen, indem er als ganzer Mann zum Phallus erstarrt. Seine Ratio, welche das Lebendige – d.h. seinen Trieben verfallen sein – unterdrückt, ist nicht einfach sein Gegenteil, sondern die Mimesis ans Tote. „Der subjektive Geist, der die Beseelung der Natur auflöst, bewältigt die entseelte nur, indem er ihre Starrheit imitiert und als animistisch sich selber auflöst. Nachahmung tritt in den Dienst der Herrschaft ..." (36) Indem sich Odysseus dem Liede der Lust neigt, vereitelt er sie wie den Tod. Seine List ist der rational gewordene Trotz, nicht zum Opfer der Göttinnen zu werden. Er wird dennoch von der Natur wieder eingeholt, denn „das identisch beharrende Selbst, das in der Überwindung des Opfers entspringt, ist unmittelbar doch wieder ein hartes, steinern festgehaltenes Opferritual, das der ... (Mann, d. Verf.), indem er dem Naturzusammenhang sein Bewußtsein entgegensetzt, sich selber zelebriert." (37) In der patriarchalischen Geschichte „schloß die Feindschaft des Selbst gegens Opfer ein Opfer des Selbst ein, weil sie mit der Verleugnung der Natur im Menschen bezahlt ward um der Herr-

schaft über die außermenschliche Natur und über andere Menschen willen ... Die Herrschaft des ... (Mannes, d.Verf.) über sich selbst, die sein Selbst begründet, ist ... die Vernichtung des Subjekts, in dessen Dienst sie geschieht, denn die beherrschte, unterdrückte und durch Selbsterhaltung aufgelöste Substanz ist gar nichts anderes als das Lebendige, als dessen Funktion die Leistungen der Selbsterhaltung einzig sich bestimmen, eigentlich gerade das, was erhalten werden soll." (38) So erinnert Odysseus später seine Reise nur als „Irrfahrt", er versäumt das Leben, um sich selbst zu erhalten.

Das ist der Begriff des Heros im (aufklärenden) griechischen Epos. Er entzieht sich dem Opfer, indem er sich selbst opfert. Hier beginnt die Zivilisation: ihre Geschichte ist die „Geschichte der Introversion des Opfers", mithin die „Geschichte der Entsagung." (39)

Odysseus ist noch kein Philosoph – er verdrängt noch nicht den mütterlichen Ursprung – sondern besucht die Mutter in der Unterwelt. Das Bild der Mutter ist jedoch ohnmächtig, blind und sprachlos:

„Dort erblick' ich die Seele der abgeschiedenen Mutter;
Doch wie sprachlos sitzt sie am Blut, und den eigenen Sohn nicht
Achtet sie anzuschaun, noch irgend ein Wort zu reden.
Sprich, wie beginn' ich, Herrscher, daß jen' als solchen mich kenne?" (40)

Odysseus erkennt die Gestalten des Totenreiches als Schatten, denen erst dann Lebendigkeit gegeben ist, wenn er ihnen sein geopfertes Blut darreicht. Jedoch verwehrt er der Mutter das Blut und will es nur dem geben, der ihm den Weg aus der Unterwelt wieder hinausweist, im Dienst der Selbsterhaltung. Die Mutter ist für ihn depotenziert, tote Vergangenheit.

„Diese schaut' ich, Thränen im Blick, und bedauerte herzlich;
Dennoch verwehrt' ich auch ihr, ob zwar voll inniger Wehmut,
Näher dem Blute zu gehn, bevor ich Teiresias fragte." (41)

Die Verlegung der mythisch erlebten Unterdrückung ins männliche Individuum wird „objektiv", dinghaft, selbständig gegenüber jedem besonderen Zweck des Menschen, zum allgemeinen rationalen Gesetz. Das zeigt sich an Odysseus' Rückkehr. Als Unerbittlicher kommt er nach Hause, als Richter und Rächer der ironisch triumphierenden Gewalten, denen er entrann: Er erhängt die Mägde, die dem Hetärismus wieder verfallen waren und er brachte die Freier um, mit denen die Mägde zuvor geschlafen hatten. Sein Recht ist die Rache, die er erst dann befriedigt, wenn er sich selbst gebändigt hat und diese Bändigung ist an die herbeigewünschte Heimkehr geknüpft. So vermischt sich Rache und Sehnsucht zu richterlicher Geduld. Die endliche Erfüllung seines mythischen Drangs – der Rache am Hetärismus – wird zum sachlichen Instrument der Herrschaft in Form der juridischen Prozedur. Sein Recht ist die entsagende Rache.

In der heutigen Gesellschaft ist beides kassiert: mit dem Gedanken an Rache verfällt auch die Sehnsucht dem Tabu. Das ist die Rache des männlichen Subjekts an sich selbst. (42)

Am Ende triumpiert doch die Natur. Odysseus wird durch seinen und CIRCES Sohn, Telegonos, unerkannt getötet. Telegonos und sein Halbbruder Telemachos fahren mit Odysseus' Frau, Penelope, zu CIRCES Insel Aiaia und nehmen den toten Odysseus mit. Penelope lebt dort mit ihrem Stiefsohn Telegonos und CIRCE mit Odysseus Sohn Telemachos (43). An den Frauen gehen die Generationen der Männer vorbei.

4. Ödipus (44)

Ödipus war der Gründungsheros der antiken griechischen Philosophie. Er versuchte, mit der antiken Religion, dem natürlichen Inzest, zu brechen.

Laios, sein späterer Vater, Herrscher von Theben, hatte ein homosexuelles Verhältnis zu dem Knaben Chrysippos (= „der mit den goldenen Pferden") und raubte ihn seinem Vater Pelops. Darauf verfluchte Pelops ihn: er solle nie einen Sohn zeugen, oder wenn er dies doch täte, würde der ihn töten. Pelops fand bei ZEUS Gehör. So prophezeite das Orakel von Delphi Laios und seiner Gattin Iokaste, ihr Sohn werde den Vater töten und die Mutter heiraten. Daher wollte Laios kein Kind zeugen. Iokaste machte ihn jedoch wärhend der dionysischen Feste betrunken und verführte ihn. So wurde Ödipus geboren. Um dem Orakel zu entgehen, wurde Ödipus mit durchbohrten Füßen auf dem Wasser ausgesetzt. Er wurde jedoch aufgefunden und in Korinth großgezogen. Als er erwachsen war, ging er nach Delphi und befragte Pythia nach seiner Herkunft. Die sagte ihm dasselbe wie seinerzeit seinem Vater. Ödipus flüchtet und läuft unerkannt dem König von Theben, Laios, in den Weg. Sie treffen sich auf einem Hohlweg (synonym für das weibliche Genital), geraten in Streit und dabei tötet Ödipus seinen Vater.

Die Stadt Theben wurde seinerzeit von der SPHINX, einer weiblichen Gottheit, beherrscht. Sie hatte die Gestalt einer geflügelten Löwin oder Hündin und den Kopf einer Jungfrau. Nach einigen Erzählungen soll HERA sie geschickt haben, da sie Laios wegen seines homosexuellen Verhältnisses zürnte (HERA als Schutzgöttin der (Ehe-)frau). Nach anderen soll die Schlangengöttin ECHIDNA, nachdem sie sich mit ihrem Hundesohn ORTHOS gepaart hatte, sie geboren und aus der Unterwelt heraufgeschickt haben, um Theben zu verderben (45). Die SPHINX galt als Todesgöttin, da sie diejenigen sterben ließ, die ihr Rätsel nicht lösen konnten (SPHINX = umschnüren, gewalttätig umarmen; Würgeengel; verwandt mit der Sphinktermuschel: uretral, anal, vaginal). Sie hatte ihren Sitz auf dem Berg Phikion und raubte und erwürgte besonders gern zarte Jünglinge. Nachdem sie auch Kreons Sohn Haimon, Iokastes Neffen, erwürgt hatte, ließ Kreon verkünden, daß Königreich und Iokaste gehöre dem, der die SPHINX besiege. Ödipus, der gerne herrschen wollte, trat vor die SPHINX und sie nannte das Rätsel:

„Ein Zweifüßiges gibt es auf Erden und ein Vierfüßiges mit dem gleichen Wort gerufen, und auch dreifüßig. Die Gestalt ändert es allein von allen Lebewesen, die sich auf Erden, in der Luft und im Meere bewegen. Schreitet es, sich auf die meisten Füße stützend, so ist die Schnelle seiner Glieder am geringsten." (46)

Ödipus antwortet: „Der Mensch". Daraufhin stürzt sich die SPHINX vom Felsen, Ödipus wird Herrscher von Theben und heiratet seine Mutter. Als eine Zeit vergangen war, sieht er sich gezwungen, nach dem Mörder seines Vorgängers auf dem Königsthron zu fragen. Er schickt sich an, einem Anonymus den Prozeß zu machen und muß feststellen, daß er selbst der gesuchte Mörder ist, nachdem er den blinden Weisen, Teiresias, befragt hat. Er muß feststellen, daß das Orakel sich erfüllt hat. Aus Verzweiflung blendet er sich mit der Mantelspange (einem hetärischen Symbol) seiner Mutter und büßt so für den Inzest.

Ödipus, der nach der Flucht vor dem Orakel nicht mehr nach seiner Herkunft fragte und auch die Chance verpaßte, die SPHINX nach seiner Herkunft zu fragen, blieb unwissend und erfüllte so blind das Orakel. So kann man ihn als gescheiterten Aufklärer betrachten.

Einerseits prädestiniert sich Ödipus zum Herrscher von Theben, indem er dem Menschen alles das zutraut, was sonst nur Dämonen und Mischwesen nach der Vorstellung der Menschen konnten. Indem er das SPHINX-Rätsel löste, übernahm er die Stellung der Gottheit, die ihre Macht auf die Unerfüllbarkeit ihrer Satzung (durch Männer) stützte. (Jedoch auch hier hat Ödipus seine Weisheit nicht aus sich selbst heraus geschöpft: Da die SPHINX im Altertum als Vertreterin der Wissenschaft galt, ist es kein Zufall, daß er, der ein fußkranker Mann war (Ödipus = geschwollener Fuß), das Rätsel löste; geschwollene Füße von Männern waren in der Antike ein Symbol für den Inzest mit der Mutter Erde, d.h. Ödipus hatte eine Teilpotenz der Mutter – Weisheit – usurpiert.) Außerdem gab es bei ihm keine Reduktion auf bloße Natur: er ermordete nicht nur seinen Vater sondern wurde dadurch auch Herrscher; er schlief nicht nur mit seiner Mutter, sondern auch zu dem Zweck, um den Thron besteigen zu können. Andererseits war er gerade Natur da am meisten ausgeliefert, wo er ihr entgehen wollte – indem er nicht nach seiner Herkunft fragte.

Sophokles' Moral dieses Dramas war, daß niemand einen noch so scharfen Verstand haben könnte, durch den er vor dem Untergang gerettet werde. Für die griechische Philosophie hatte er aber diese Funktion: er durchbrach den natürlichen Inzest, indem er sich selbst dafür kastrierte (blenden war synonym für Kastration).

Parallele zum psychoanalytischen Ödipus-Komplex: Der Untergang des Ödipuskomplexes ist ein Vorgang, bei dem der kleine Junge die kindliche Männlichkeit, die Onanie, die Ersatz für den Inzestwunsch mit der Mutter war, im Interesse der Erhaltung der Männlichkeit aufgibt, denn durch den Anblick des weiblichen Genitals ist ihm die Kastration real bedrohlich geworden. Durch die Unterdrükkung seines Wunsches wird dem männlichen Individuum die Bahn der Entwicklung seiner intellektuellen Fähigkeite frei.

5. Platon (47)

Platon war in erster Linie – wie alle Aufklärer – Religionskritiker. Das Göttliche war in der Ursprungsmythologie besonders das Weibliche. Es erhielt diesen göttlichen Charakter als Vermischung von Vegetativem und Animalisch-Menschlichem. Daraus, daß das Weibliche gestaltlos war bzw. alle Gestalten annehmen konnte, zog es seine alles beherrschende Kraft. Diese gestaltlose Göttin ist für die Philosophie das Schicksal – MOIRA. Dieses Vermischte, Unbestimmbare war für Platon Skandal. Die Menschlichkeit der Götter, ihre zwei Geschlechter, ihre Lebendigkeit ließen sich in keine Ordnung bringen. „Platon entwickelte den Gottesbegriff nach der Umkehrlogik als abstrakte Negation der menschlichen Gottesvorstellungen, die er vorfand. Sein Gott war nur noch ein geschlechtsloses, statisches, widerspruchsloses, totes Gebilde" (48), die einsame Idee. Sein Gott sei zwar erkennbar, aber nicht mit den Augen: ein Seinsbegriff, der meint, auf Seiendes verzichten zu können. Er hielt die hergebrachten Götter für zu schwach, da man sie durch Opfer überlisten könne (48a). So forderte er anstelle des Opfers die Erziehung des Menschen, besonders des Mannes (Frauen seien der Erziehung weniger zugänglich), damit dieser selbst göttlich werde (49). Mit der Introversion des Opfers forderte er die Beherrschung der eigenen Triebe. Die Beherrschung sei notwendig, da Lüste und Logos nicht mischbar seien (50), denn Gleiches könne nicht mit Ungleichem gemischt werden; auch sei Gleiches nicht ähnlich, wer das denke, sei ein Träumer. (51)

Platon sah Erkenntnis als Gegenteil des sinnlich Wahrnehmbaren. In seinem Höhlengleichnis verwandelt er die Realität – Höhle – in Nichts und die Welt draußen in Realität. Da die Dinge in der Höhle nur Schatten würfen und nur Abbilder der Helle draußen seien, müßte man aus der Höhle heraufsteigen, um die Dinge dort selbst zu sehen und nicht nur ihre Schatten. Stiege man hinauf, wäre man zuerst vom Licht geblendet. Die Augen würden sich jedoch langsam an die Helle gewöhnen, bis man selbst in die Sonne blicken könne: dann würde man erkennen, daß von ihr alles ausginge und sie selbst alle Dinge hervorgebracht habe und durch ihr Anstrahlen erst existent mache (52). Demnach gebiert nicht das Dunkel das Licht, sondern umgekehrt: das Licht bringt das Dunkel hervor. Das Gleichnis soll aussagen, daß nicht das sinnlich Wahrnehmbare (Höhle) Erkenntnis liefert, sondern die dahinterstehende, „wirkliche" Welt der Abstraktion. Dabei bedient sich Platon wieder der Negation tradierter religiöser Kulte: Der Aufstieg (= METHODOS) vom Dunklen ins Helle als Umkehrung der antiken Mysterien, des kultischen Abstiegs ins Reich der Toten (Mysterien leitet sich von öffnen, Öffnung her).

Das Viele bezeichnete für Platon, daß Wissen nur möglich sei über das Statische, Reine, Gleichbleibende und ewig Seiende. Er versucht in seiner „POLITEIA" eine Übereinstimmung von Gutem, Gleichem, Gerechtem und Regierendem zu erzielen. Dabei bedient er sich vieler Tautologien und Zirkelschlüsse. Seine Konstruktionen sind vielfach dualistische Definitionen (ungerecht–gerecht, Sein–Schein etc.). Die Idee des Guten (AGATOS) bringt in der erkennbaren Welt das Licht hervor (HELIOS) und herrscht selbst in der geistigen Welt. Dort bringt sie Wahrheit und Vernunft hervor. Um ein guter Staatsmann zu werden, müsse man sie sehen lernen (53) (vgl. oben das Höhlengleichnis). Das ewig Gleiche sich zu eigen zu machen und so erhaben zu sein über Werden und Vergehen ist die Voraussetzung zu wachen, Wächter zu sein über andere (und sich selbst) mittels Überwachung der Gesetze (54). Gerechtigkeit setzt drei Eigenschaften voraus: Tugend, Besonnenheit, Weisheit. Diese vereinigt der Philosoph, der König des Platonischen Staates, in sich, der seine unwichtigen Triebe, Sex und Ag-

gression, zugunsten des wichtigen, des Denkens, beherrscht (55). Denn man muß die Triebe unterdrücken, um den Gesetzen einen Sinn zu geben (56). Gesetz und Recht wiederum werden als Schranke des natürlichen Machtwillens jedes Einzelnen angesehen, dem die Gleichheit, die das Recht garantieren soll (!), Einhalt gebietet (57). In seiner Konstruktion der Gerechtigkeit polt Platon Licht und Dunkel um: DIKE, die Göttin der Gerechtigkeit, bringt das (Un)Recht an den Tag – erst dann ist es Recht, wenn es an den Tag kommt; wenn sie es noch – nach der mythischen Auffassung – in ihrem dunklen Schoß behält, ist es noch kein Recht; und das, obwohl die Nacht den Tag erst hervorgebracht hat. In der Nacht existiert also das (patriarchalische) Recht nicht (58).

Platons bzw. Sokrates' Philosophie ist jedoch keine konsequent abstrakte Erkenntnistheorie, sondern vermischt mit Mythologie und Medizin. Verbindungsglied ist die gereinigte Erotik, eine Seele ohne Leidenschaft: der Philosoph als Eunuch. Daß die Basis der sokratischen Philosophie immer noch auf Weiblichkeitskonstruktionen beruht und im Mythologischen verhaftet, zeigt sich an folgenden:

- Gerechtigkeit und Wissen werden bei Platon einfach abgegrenzt von Ungerechtigkeit und Unwissen In der griechischen Sprache waren diese Begriffe jedoch nicht definiert durch ihr Gegenteil, sondern durch ihre Ableitung: durch die GNOSIS (Wissen) ist der VOUS (Geist) verbunden mit GIGNOMAI (gebären, entstehen), für die DIAKIOSUNE (Gerechtigkeit) immer noch DIKE und THEMIS zuständig. Auch in dem Wort PHILOSOPHIA kommt dies zum Ausdruck: PHILOSOPHIA heißt nicht Weisheit, sondern Liebe zur Weisheit; die antiken Philosophen verstanden sich also als Liebhaber der Weisheit.

- Um die Gerechtigkeit zu finden, muß Sokrates der Göttin ADRASTEIA (= Notwendigkeit, Unentrinnbarkeit; phrygische Muttergöttin) gehorchen (59).

- Die Gerechtigkeit wird „gejagt". Das erinnert an in der Mythologie beliebte Jagdszenen (z.B. Verfolgung des Muttermörders durch die Erinnyen; Verfolgung des Mannes, der die Göttin ARTEMIS nackt gesehen hat etc.) (60).

- Sokrates benannte sich selbst nur nach der Tätigkeit seiner Mutter, die Hebamme war. Er schloß einen Kompromiß mit dem Hebammentabu für Männer, indem er seine Philosophie als höhere sokratische Hebammenkunst bezeichnete.

- Sokrates hatte all sein Wissen von einer Frau, Diotima, einer Priesterin und Hetäre. Sie baute ihre Erkenntnistheorie auf der Erotik auf, nicht im Gegensatz zu ihr.

- Sokrates fragt hauptsächlich und gibt selten Antworten, da er fürchtet, sich gegenüber den Göttinnen zu versündigen, weil evtl. Gesagtes diskriminierend für Göttinnen und Frauen sein könnte. Bei ihm ist fragen von Sinnlichkeit abgeschnitten (etym.: erotao, eros = Frage).

- Um seine Konstruktionen zu untermauern, bedient sich Platon vieler Mythen, z.B. des Höhlengleichs' (VII. Buch), des Gyges-Mythos (II. Buch) und des Jenseits-Mythos (X. Buch).

Wenn Platon den Menschen als HOMO (von HUMUS = der Mutterboden), also als Sohn der Erde definiert, schleppt er die Ursprungsmythologie da mit sich fort, wo er sie aufklärerisch negieren wollte. Die abstrakte Negation der Geschlechtlichkeit in der Philosophie ist der Versuch, das Inzesttabu einzuhalten, ohne sich einzugestehen, daß es bei diesem Versuch um das Inzesttabu und damit um die Geschlechterspannung zwischen Mutter und männlichem Kind (61) geht. Wenn er den Menschen als zweifüßiges federloses Wesen ansieht, so ist dies der Versuch, aus der HOMO-Definition herauszukommen. Trotzdem kommt er auch hier wieder zur Frau zurück, da im Mythos federlose zweifüßige Wesen die SIRENEN sind, die im Wettkampf mit den MUSEN Federn lassen mußten: Der Mensch als verstümmelte weibliche Gottheit. Dem Philosophen, der die Beziehung zur Frau verdrängt, damit die Kastration vollzieht, die er verhindern wollte, sind alle Katzen grau; er tappt so blind herum, daß er alle Frauen vermeiden muß, um das Inzesttabu einzuhalten. Daraus ergibt sich die homosexuelle Programmatik Platons, die Sinnlichkeit nur da erlaubt, wo sie mit Frauen nichts mehr zu tun hat (62). In der späteren Philosophie verliert sich die Sinnlichkeit dann völlig, so daß man – wenn man erwachsene Männlichkeit mit verdrängtem Inzest- und verdrängter Onanie gleichsetzen mag – die Abstraktionen, in denen sie sich verfängt und die nur Resultat der verdrängten Geschlechterspannung sind, als Ersatz eines Onanie-Programms ansehen könnte.

6. De Sade

De Sade, einer der radikalsten Aufklärer – und damit Religionskritiker – des späten 18. Jhdt., hat die Aufklärung am weitesten getrieben. Das System, das der Aufklärung zugrundelag, ist diejenige Vernunft, die dem Mann die Selbsterhaltung garantiert. Damit ist sie frei von allen inhaltlichen Zielen: Überlebe oder stirb! hieß die Devise seit der Emanzipation des Mannes. Das anti-autoritäre Prinzip der Aufklärung bedeutet sein Gegenteil: die Kritik gegenüber aller höheren (religiösen) Verbindlichkeit macht die Einsetzung der Vernunft für alle Zwecke möglich. Soweit die Vernunft ein Gesetz des Lebens wahrnimmt, ist es das des Stärkeren. Die schlaue Selbsterhaltung bei den Herrschenden ist der Kampf um die Macht. Von da aus führt ein gerader Weg zur Herrenmoral, zur bürgerlichen Republik wie zum fachistischen Staat (63). De Sade spricht es aus:

> „... die Regierung muß selbst die Bevölkerung regeln, sie muß in ihren Händen alle Mittel haben, um sie zu vertilgen, wenn sie sie fürchtet, um sie zu vermehren, wenn sie es für nötig hält, und es darf niemals ein andres Gleichgewicht ihrer Gerechtigkeit geben, als das ihrer Interessen oder ihrer Leidenschaften, einzig verbunden mit den Leidenschaften und Interessen deren, die ... von ihr so viel Machtfülle erhalten haben als notwendig ist, um die eigene zu vervielfachen ...
> Nehmt dem Volk, das ihr unterjochen wollt, seinen Gott und demoralisiert es; solange es keinen anderen Gott als euch anbetet, keine anderen Sitten als die euren hat, werdet ihr immer sein Herr bleiben ... laßt ihm dafür selbst die ausgedehnteste verbrecherische Fähigkeit; bestraft es niemals, als wenn seine Stacheln sich gegen euch selbst kehren." (64)

„Man muß also ... die religiösen Schimären durch den äußersten Terror ersetzen; man befreie das Volk von der Furcht vor der zukünftigen Hölle, so wird es sogleich, nachdem sie zerstört ist, allem sich hingeben; aber man ersetze diese schimärische Furcht durch Strafgesetze von gewaltiger Strenge, die freilich nur es selber treffen, denn es allein stiftet die Unruhe im Staat: allein in der untersten Klasse werden die Unzufriedenen geboren. Was kümmert den Reichen die Vorstellung eines Zügels, den er niemals an sich selbst verspürt, wenn er mit diesem leeren Schein das Recht erhält, nun seinerseits alle jene auszupressen, die unter seinem Joch leben? Ihr werdet keinen in jener Klasse finden, der nicht erlaubte, daß man den dichtesten Schatten der Tyrannei auf ihn lege, solange sie in Wirklichkeit auf den anderen liegt." (65)

„Wo ist ... der Sterbliche, der dumm genug wäre, um entgegen allem Augenschein zu versichern, die Menschen würden nach Recht und Tatsache gleich geboren! ... Hieße das nicht dasselbe, daß die Fliege dem Elefanten gleicht? Stärke, Schönheit, Wuchs, Beredsamkeit: Das waren Tugenden, die im Beginn der Gesellschaft beim Übergang der Autorität an die Herrschenden bestimmend waren." (66)

Da die Vernunft zwecklose Zweckmäßigkeit ist, ist sie für alle Zwecke einsetzbar. Sade deckt auf, daß die Vernunft keinen Grund gegen den Mord liefert: „Bedarf es denn der Vorwände, um ein Verbrechen zu begehen (wenn es der Selbsterhaltung dient, d.Verf.)?" (67)

Da Vernunft gleich weit weg ist von allen Affekten, sind diese bloß natürlich. So ist es nicht einzusehen, warum begative Affekte – Mordlust, Quälerei usw. – nicht ausgelebt werden sollten. Juliette, Sades weibliche Anti-Figur, lebt diese Affekte aus, da sie das angeblich Bestialische, mit dem die Zivilisation urgeschichtliche Verhaltensweisen stigmatisierte, nicht akzeptiert. Sie kompensiert alle Werturteile durch ihren Gegensatz. Ihre intellektuelle Freude an der Regression ist die Lust, Zivilisation, Aufklärung, mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Sexualität paart sich also nicht mit Zärtlichkeit, sondern mit Grausamkeit. Da dort keine Werturteile mehr existieren – religiöse schon gar nicht – gibt es auch keinen vernünftigen Grund gegen den Inzest.

„Die Morallehren der Aufklärung zeugen von dem hoffnungslosen Streben, an Stelle der geschwächten Religion einen intellektuellen Grund dafür zu finden, in der Gesellschaft auszuhalten, wenn das Interesse versagt." (68) Der Irrationalismus, der Gefühl, Religion und Kunst einfach in Gegensatz zur Erkenntnis setzte und die Gefühle zur Ideologie aufsteigen ließ, hob aber deren insgeheime Verachtung nicht auf, sondern überließ der Ratio nur ihr eigenes Feld, indem er sich zum ihr feindlichen Prinzip machte. Die Vernunft wurde durch den Kultus der Gefühle lediglich ergänzt.

Dem macht de Sade ein Ende. Er deckt Mitleid und christliche Religion als das auf, was sie sind: zuwenig, Resignation gegenüber dem Unrecht. Im geistigen Verein mit Nietzsche bekannte er sich so negativ zur Revolution.

„Die Schwachen und Mißratenen sollen zugrunde gehen: erster Satz unsrer Menschenliebe. Und man soll ihnen noch dazu helfen. Was ist schädlicher als irgendein Laster – das Mitleiden der Tat mit allen Mißratnen und Schwachen – das Christentum ..." (69)

In der Forderung nach dem Untergang der Schwachen liegt die Denunziation der wahren Natur der Zuchtmeister, die an ihren Opfern nur zum Vorschein kommt.

Indem Sade die (heterosexuelle) Geschlechtsliebe als Todhaß der Geschlechter entlarvte und als Verhüllung des natürlich-furchtbaren Triebs; indem er die Frau verachtete, stellte er negativ den Mann als Herrscher bloß, der der Frau die Ehre versagt, sie als seinesgleichen zu sehen, geschweige denn, sie zu individuieren.

„Zweifeln wir nicht, daß es einen so sicheren, so wichtigen Unterschied zwischen Mann und Weib gibt wie zwischen dem Menschen und dem Affen in den Wäldern. Wir hätten ebenso gute Gründe, den Frauen zu verweigern, einen Teil unserer Art zu bilden wie jenem Affen, unser Bruder zu sein." (70)

Als in Sades Geschichten ein von Vollzugsbeamten terrorisiertes Mädchen weint, ruft der Minister aus:

„... das ist es, wie ich die Frauen gern habe ... warum kann ich sie nicht auf Grund eines einzigen Wortes samt und sonders auf diesen Zustand reduzieren!" (71)

Sade stellt mit seinem Vernichtungswillen gegenüber Frauen bloß, daß die Kirche es mit ihrem Madonnenkult nicht erreicht hat, die Verachtung zu kompensieren. Schonungslos entlarvt er, daß die Erhöhung der Frau – mit den Augen der sezierenden Vernunft betrachtet – auf reinem Aberglauben basiert, der unvernünftig, weil für die Selbsterhaltung disfunktional ist.

„Der lächerliche Enthusiasmus, der uns dem bestimmten Individuum als einzigem verschrieb, die Erhöhung des Weibes in der Liebe leitet hinter das Christentum auf matriarchale Stufen zurück ... Es ist gewiß, daß unser Geist der ritterlichen Werbung, der dem Gegenstand, der nur für unser Bedürfnis gemacht ist, lächerlicherweise unsere Huldigung bietet, es ist sicher ... daß dieser Geist der Ehrfurcht entstammt, die unsere Vorfahren ehemals für die Frauen hatten, infolge ihres Prophetinnenberufs, den sie in Stadt und Land ausübten: durch den Schrecken kam man von der Scheu zum Kult, und die Ritterlichkeit entstand im Schoß des Aberglaubens. Aber diese Ehrfurcht war niemals in der Natur, es wäre Zeitverlust, sie dort zu suchen. Die Inferiorität dieses Geschlechts gegen das unsere ist allzu fest begründet, als daß es jemals ein solides Motiv in uns erregen könnte, es zu respektieren, und die Liebe, die aus dieser blinden Ehrfurcht entsteht, ist nur ein Vorurteil wie sie selbst." (72)

Die Frau, deren Wehrlosigkeit ihre Rechtlosigkeit begründet und die lebt, obgleich man sie beseitigen könnte, reizt den „Stärkeren, der die Stärke mit der angespannten Distanzierung zur Natur bezahlt und ewig sich die Angst ver-

bieten muß, zu blinder Wut. Er identifziert sich mit Natur, indem er den Schrei, den er selbst nicht ausstoßen darf, in seinen Opfern tausendfach erzeugt." (73)

> „Die verrückten Geschöpfe ... wie liebe ich es, sie in meinen Händen zappeln zu sehen! Es ist das Lamm unter dem Zahn des Löwen ... es ist ähnlich wie bei der Eroberung einer Stadt, man muß der Anhöhen sich bemächtigen ... man richtet sich in allen beherrschenden Punkten ein, und von da fällt man über den Platz her, ohne den Widerstand noch zu fürchten." (74)

Erst an der ausweglosen Verzweiflung des Opfers wird Herrschaft zum Spaß und triumphiert im Widerruf ihres eigenen Prinzips, der Disziplin: Recht gibt es nur für die Gleichen. Die Frau, als von der männlichen Logik ganz Erfaßte, steht für Natur, das Substratum nie endender Subsumtion in der Idee, nie endender Unterwerfung in der Wirklichkeit. „Die verhaßte übermächtige Lockung, in Natur zurückzufallen, ganz auszurotten, das ist die Grausamkeit, die der mißlungenen Zivilisation entspringt, Barbarei, die andere Seite der Kultur." (75)

Indem Sade diesen Haß bewußt macht, hat er die mißlungene Zivilisation aufgedeckt. Er hat konsequent die Identität von Vernunft und Herrschaft aufgezeigt. Im Verein mit Nietzsche wurde diese Philosophie so leicht ausbeutbar für die Faschisten,obwohl diese ihnen die Offenlegung am wenigsten verziehen. „Wie der gestürzte Gott in einem härteren Götzen wiederkehrt, so der alte bürgerliche Nachtwächterstaat in der Gewalt des faschistischen Kollektivs." (76)

IV. Recht – als Konsequenz der Aufklärung

1. Was ist Recht? (Ius Civile)

Als Richtende gerät die Aufklärung selbst in den mythischen Bann. Sie will dem Prozeß von Schicksal und Vergeltung entgehen, indem sie an ihm selbst Vergeltung übt. Je mehr sich Aufklärung dem Wiederholungszwang der Natur entziehen wollte, desto unerbittlicher hält sie unter dem Begriff „Gesetzlichkeit" den Menschen im Kreislauf fest. Alles ist einer bestimmten „Gesetzmäßigkeit" unterworfen, alles ist schon mal dagewesen, und was nicht gleich ist, wird gleich gemacht (77). Die sog. Identität des Subjekts wurde dadurch erkauft, daß niemand mit sich selbst identisch sein darf sondern mit anderen gleich sein muß. Die Einheit des manipulierten Kollektivs besteht in der Negation des Einzelnen. „In den faschistischen Bünden triumphiert die repressive Egalität, die Entfaltung der Gleichheit des Rechts zum Unrecht durch die Gleichen." (78) So entsteht positives Recht (rechts – richtig, Recht!): Recht ist das der Gleichen, über die Ungleichen wird gerechtet. Gerechtigkeit ist das Füllsel der sichtbarsten Ungerechtigkeiten in der ungerechten Welt. Dabei schließen „Willkür und Gesetzlichkeit ... so wenig einander aus, daß diese vielmehr in der Verallgemeinerung jener besteht; denn jedes Gesetz stammt aus der Willkür einer gesetzgeberischen Tat ..." (79).

Historisch gesehen ist nach Auffassung der Ethnologen und Altertumsforscher geschriebenes Recht (80) zwischen dem 9. und 3. Jahrtausend v.u.Z. entstanden (1. Rechtsreform des Urukagina von Lagasch, einer sumerischen Stadt, aus der zweiten Hälfte des 3. Jtsd. v.u.Z.) (81). Recht entsteht mit der Herrschaft der Gleichen über die Ungleichen. Es ist keine kontinuierliche Weiterentwicklung von Gewohnheiten sondern deren Zerstörung. „Recht hat die Funktion der Freisetzung der Einzelnen, die nun zu allen anderen in der gesamten Gesellschaft in ein rechtliches Verhältnis treten, das direkt von der Zentralinstanz (Staat, König) vermittelt wird. Am Anfang der Entwicklung steht das Delikt, das in einer ungetrennten Verbindung von privater Verletzung und Auflehnung gegen die öffentliche Ordnung gesehen wird." (82)

2. Beispiele: Mord und Adoption in Rom und die Entwicklung des Vertragsbegriffs

Im folgenden soll anhand von zwei Beispielen die Rechtsentwicklung in Rom dargestellt werden. Zuerst die Entwicklung des Mordbegriffs im Bereich des Strafrechts und dann der Adoption im Bereich des Zivilrechts. Sodann soll kurz auf die Entwicklung des Vertragsbegriffs eingegangen werden.

a) Das PARICIDIUM (83) galt von seiner Bedeutung her als Verwandtenmord. Ursprünglich galten nur Mutter und Geschwister als verwandt. Daher konnte nur an ihnen das PARICIDIUM – ein Delikt gegen die Götter – begangen werden. Der einfache Mannesmord galt nicht als geregelt strafbar. Später wurde das PARICIDIUM auch auf Männer ausgedehnt. Die Unverletzlichkeit der Frau ruhte auf ihrer Identität mit der gebärenden Erde, die des Mannes wurde nun durch Gesetz anerkannt und mit seiner Abstammung von der Erde legitimiert. Der Unterschied liegt also in der Mittelbarkeit oder Unmittelbarkeit ihrer Beziehung zur Erde. Das Wort PARICIDUM kam von PARIO (PAREO, APPAREO) und heißt gebären, sichtbar werden. Da erst aus dem Hervortreten der Geburt die Existenz einer männlichen Kraft erkannt wird,fällt im Begriff PARICIDUM gebärende Mutter und männliche Kraft zusammen. PARICIDIUM differenzierte also nicht nach dem Grad der individuellen Verwandtschaft sondern nach der gemeinsamen Abstammung von stofflichen Ureltern. Die Verletzung einer speziellen Paternität wurde also im Mannes-/Vatermord nicht bestraft sondern die Verletzung der zeugenden Naturpotenz, die zu der weiblichen im Sohnesverhältnis stand. Auf zivile Fiktionen des Vatertums durch Ehe wurde keine Rücksicht genommen. Plutarch führte später statt PARICIDUM den Begriff PATROKTONIA (Vatermord) ein, da der männliche Schutz ja besonders vom Gesetz betont werden mußte. Er stellt lapidar fest, während 600 Jahren in Rom niemand einen Vatermord begangen hat, weil er im Bewußtsein der Menschen nicht existierte (83a).

Nach dieser Universalität des PARICIDUM war also jeder Mord ein Verwandtenmord. Dieses Prinzip trat später zurück. „Der Begriff der Verwandtschaft ... wurde vom Staat auf die Familie zurückgeführt. Es trat eine Beschränkung ein... Der Grundbegriff erlitt keine Änderung ... nur der Kreis der Personen ... war ... ein viel engerer geworden." (84) Durch seine physisch-naturale Grundlage unterschied sich das PARICIDUM von PERDUELLIO. „Die PERDUELLIO ist gegen den Staat als solchen gerichtet; sie ist die Verletzung dessen, was das politische Recht garantiert, mithin ein ziviles Verbrechen ... Der PARICIDA sündigte an der Gottheit, der PERDUELLIS am Staate." (85) Da der PARICIDA an der Gottheit sündigte, bekam er eine grausame Strafe. Ihm wurde kein Begräbnis zuteil – die

Rückkehr in den Mutterschoß wurde ihm verweigert. In einen Sack eingenäht wurde er im Fluß – der zeugenden Naturpotenz, der er mit einem Hund, einer Schlange, einem Hahn oder Affen zum Opfer gebracht wurde, versenkt.

b) Adoption, am besten mit einer „zweiten Geburt" zu umschreiben, war ursprünglich eine ‚imitatio naturae', also eine Nachahmung der Natur. Fälschlich Totgesagte aus Kriegen, die nach Rom heimkehrten, durften nicht durch die Tür gehen sondern mußten von oben, vom Dach aus, ins Haus hineinsteigen, um als Neugeborene von den Anverwandten empfangen zu werden. Man verstand diesen Akt der zweiten Geburt als Reinigung von den Folgen der eingetretenen Gemeinschaft mit den Toten. Die Reinigung mußte unter freiem Himmel bei Tageslicht, also von oben, erfolgen. Sie galt als eine Art männlicher Lichtgeburt, eine Erhöhung der ersten weiblichen Geburt. Diese Nachahmung der Muttergeburt stand noch mit dem Eherecht in Verbindung.

Die römische Adoptionstheorie nun versuchte sich von der Frau und sämtlicher materieller Grundlagen völlig zu lösen. Adoption wird den Männern (nicht Frauen) auch gestattet, wenn sie keine Frauen haben und auch unabhängig von ihrer eigenen Zeugungspotenz, d.h. auch Alten und Kastraten. „Nicht mehr durch Zeugung allein sondern duch einen Akt geistiger Natur kann das Sohnesverhältnis hervorgerufen werden." (86) Somit konnten auch jüngere Männer ältere adoptieren. „Nur durch die völlige Lostrennung von der natürlichen Körperlichkeit wurde die Begründung des Sohnesverhältnisses durch testamentarische Verfügung möglich." (87) „Die letztwillig ausgesprochene Erhebung zum Sohne bringt diesem keine materielle Bereicherung, sie gibt keine (Erbrechte) ... wie sie auch die bestehenden nicht auflöst ... ihre Bedeutung ist die Anerkennung geistiger Ebenbürtigkeit. Als Erbe allen Ruhms und aller Auszeichnung, die sich an den Namen des Verstorbenen anknüpft, wird der testamentarisch auserwählte Sohn dem Volke dargestellt." (88) Juristisch war diese Adoption jedoch nichtig, sie wurde erst wirksam mit Erbeinsetzung, war aber Sitte. Im Beispiel Gaius Iulius Caesars, der Octavian adoptierte, wird dies deutlich. „Ist das durch körperliche Zeugung vermittelte Vatertum endlich dem Untergang durch Kinderlosigkeit ausgesetzt, so unterliegt dagegen die geistige Fortpflanzung dem Lose des Stoffes nicht. Sie teilt die Ewigkeit des Gottes, dessen Natur sie entspricht. Ist ohne Mutter und ohne Zeugung in Octavian ein neuer Gaius J. Caesar entstanden, so wird später die Caesaris nominatio (Ernennung zum Caesaren) zur regelmäßigen Ernennungsart der Reichsnachfolger. Sie bildet sich aus jener testamentarischen Adoption hervor und trennt diese von der Verbindung mit der privatrechtlichen Beerbung. Darin liegt der Abschluß der ganzen Entwicklung." (89)

c) Auch der Vertrag, Kernstück des modernen Zivilrechts, hat religiöse Ursprünge. Während sich die Gelehrten darüber streiten, ob der griechische Vertrag religiösen Ursprung hatte oder lediglich religiös sanktioniert war (durch Eide), da es an einer zentralen Staatsmacht zur Durchsetzung der Allgemeingültigkeit des Rechts fehlte, ist dies am Beispiel des ägyptischen Ehevertrages völlig offensichtlich.

Geschwisterehe, wie sie in Ägypten ca. 5000 Jahre existierte, hat sich aus dem Mutterrecht entwickelt. Der dynastische Inzest – wie auch in Peru, Phönikien, Persien, Karien, Hawaii und Mexiko – geht von den Frauen aus und wandelt das Mutterrecht (Herrschaft der Frau mit matrilinearer Erbfolge) zum Schwesternrecht (Herrschaft der Frau mit matrilinearer Erbfolge aber faktischer Regierungsgewalt des Brudergatten). Jede Prinzessin wurde mit königlichen Würden und Titeln geboren, der Prinz gewann diese erst am Krönungstag, er konnte nur gekrönt werden als Gatte einer königlichen Schwester. Sie trug das dynastische Totemtier, den ‚Goldhorus', in der Krone, weil auf ihr das Gottesgnadentum ruht, da sie die Erblinie trägt.

Nach Herodot ist nun im ägyptischen Ehevertrag festgelegt, daß der Mann Eigentum der Frau ist, ihren Familiennamen trägt, der Frau in ihr Haus folgen muß und ihr alle Besitztümer gehören. Nachfolgend ein Ehevertrag, der unverändert über 300 Jahre lang (ca. 417 - 117 v.u.Z.) vorgefunden wurde, also schriftlich fixiert gewesen sein muß.

Die Frau:
„Wenn ich Dich als Gatten entlasse, indem ich Dich hasse und einen anderen mehr liebe als Dich, so gebe ich Dir (die Hälfte Deiner Mitgift und einen Teil) von allem und jedem, was ich mit Dir erwerben werde, solange Du mit mir verheiratet bist."
Der Mann:
„Vom heutigen Tag an werde ich mich nie mit einem Wort Deinen Ansprüchen widersetzen. Ich erkenne Dich vor allen als meine Gattin an, habe aber selbst nicht das Recht, zu sagen: Du hast meine Gattin zu sein. Nur ich bin Dein Mann und Gatte. Du allein hast das Recht, zu gehen. (90) Vom heutigen Tage an, da ich Dein Gatte bin, kann ich mich Deinem Wunsch nicht widersetzen, wo immer es Dir hinzugehen belieben mag. Ich gebe Dir (folgt die Liste der Vermögenswerte). Ich habe keine Gewalt, Dir in irgendeine Transaktion dreinzureden. Meine Rechte an jedem Dokument, das von irgendwelchen Personen zu meinen Gunsten aufgesetzt wurde, habe ich Dir hiermit zediert. Du hälst mich gebunden, jede solche Zession anzuerkennen. Sollte mir also irgend jemand Gelder einhändigen, die jetzt Dir gehören, so habe ich sie an Dich ohne Verzögerung und ohne Widerstand abzuliefern und Dir weitere zwanzig Maß Silber, einhundert Schekel und noch einmal zwanzig Maß Silber zu zahlen." (91)

Der Ehevertrag basierte also auf der religiösen Weihe der Frau als Trägerin des Geschlechts. Jedoch war der patriarchale Grund, weswegen der Mann diesen Vertrag überhaupt einging, der, daß er nur so seine Kinder beerben konnte wegen der mütterlichen Erbfolge (bis 200 n.u.Z.).

Heute existiert der nunmehr säkularisierte Vertragsbegriff, der auf der sog. „Willenstheorie" (92) basiert. Das Individuum muß und soll wissen, was es will. Der Mensch handelt willentlich kausal und zweckhaft, seine Willensentscheidungen trifft er prinzipiell frei und ungebunden. Inhaltlich unterliegt dieser Vertrag kaum Beschränkungen, es existiert die sog. „Vertragsfreiheit". Das ganze Institut des Vertrages wird jedoch mit formalen Wirksamkeitsvoraussetzungen erkauft: die sog. „Geschäftsfähigkeit" ist zum wirksamen Abschluß eines Vertrages erforderlich. d.h. der Personenkreis, der rechtlich gleichberechtigt handeln darf – das Rechtssubjekt – ist eingegrenzt; früher auf erwachsene „geistig gesunde" Männer, heute ausgedehnt auf erwachsene Frauen (92a). Gleichheit im Patriarchat bedeu-

tet also immer Beschränkung auf eine auserwählte, durch Gesetz fixierte Gruppe; der matriarchale Gleichheitsbegriff stützt sich demhingegen nicht auf juristische Fiktion sondern auf Gleichheit durch Geburt, d.h. die Abstammung aller Menschen (und Tiere) von derselben Urmutter. Dadurch wird die Unterscheidung ‚gleich/ähnlich' sinnlos: ‚gleich' bedeutet nicht bloß ‚identisch', sondern auch ‚ähnlich' (vgl. HETAIRA (= Hetäre), HETAIROS = zur gleichen Zeit geboren, gleichberechtigt.).

Darüberhinaus hat das Prinzip der die Rechtssubjektivität kennzeichnenden Abstraktion zur Folge, daß die Verbindlichkeit der bürgerlichen Rechtsgeschäfte grundsätzlich nicht davon abhängt, daß die Vertragschließenden über die erforderlichen Waren-, Markt- und Rechtskenntnisse verfügen. Das zieht wiederum die Begrenzung der faktischen Vertragsfreiheit durch die Begrenzung der „freien Willensbetätigung" derjenigen nach sich, die nicht die materiellen Voraussetzungen mitbringen. Damit schleicht sich auf kaltem Wege die Ungleichheit ein: Rechtsgleichheit und Vertragsfreiheit als juristische Fiktion stehen also nicht einfach in Widerspruch zur materiellen Ungleichheit sondern sanktionieren sie. Auch aus der Tatsache, daß eine zentrale Zwangsinstanz – der Staat – über die Einhaltung der juristischen Spielregeln durch die Privatrechtssubjekte wachen muß, ist ersichtlich, daß dieses Recht nicht aus Freiheit stammt.

3. Rechtstheorien: Hegels Rechtsphilosophie – neuere positivistische Rechtshteorien (Jellinek, Kelsen) – marxistische Rechtstheorie (Paschukanis)

Den Antagonismus des Weltlaufs treibt Hegel am weitesten in seiner Rechtsphilosophie. Er verwirft die Tatsache, daß der einzelne im juristischen Bereich so oft Unrecht bekommt, als subjektive Befangenheit. Er sei zu verblendet, das eigene Interesse in der Rechtsnorm wiederzuerkennen (92b). Mit Schuld oder Verblendung hat das jedoch wenig zu tun: wäre dem einzelnen die Rechtsordnung nicht objektiv fremd, so wäre der Bruch durch Einsicht zu schlichten. Ist er aber nicht. Der Grund liegt in den Rechtsnormen selbst, da sie das nicht Gedeckte, jede nicht präformierte Erfahrung des Spezifischen um bruchloser Systematik willen abschneiden und damit die instrumentale Rationalität zu einer zweiten Realität erheben. „Recht ist das Urphänomen irrationaler Rationalität. In ihm wird das formale Äquivalenzprinzip zur Norm, alle schlägt es über denselben Leisten." (93)

Die besondere Konservativität des positiven Rechts ergibt sich daraus, daß das System selbstgemachter Begriffe der Jurisprudenz sich durch Subsumtion alles Einzelnen unter die Kategorie vorweg für die patriarchale Ordnung entscheidet, der dieses System nachgeahmt ist. Diese unreflektierte Vorentscheidung macht die Rechtstheoretiker blind für die Voraussetzungen des Rechtssystems. Differenzen zwischen ihnen gibt es lediglich hinsichtlich der Begründungen bzw. nach der Notwendigkeit positiven Rechts:

> „Ein Rechtssatz ist nur dann Bestandteil, wenn er gilt ... eine Norm gilt dann, wenn sie die Fähigkeit hat, motivierend zu wirken, den Willen zu bestimmen. Diese Fähigkeit entspringt aber aus der *nicht weiter ableitbaren* Überzeugung, daß wir verpflichtet sind, sie zu befolgen. Die Positivität des Rechts ruht daher in letzter Linie immer auf der Überzeugung seiner Gültigkeit ... Das ergibt sich als notwendige Folge der Erkenntnis, daß das *Recht in uns steckt*, eine *Funktion der menschlichen Gemeinschaft* ist und daher auf *rein psychologischen Elementen* beruhen muß." (94)

Für den Rechtspositivisten Jellinek steckt also Recht in jedem Einzelnen und ist daher psychologisch begründet. Damit hat er blind eine Wahrheit ausgedrückt: daß das allgemeine Prinzip das der Vereinzelung ist – nur daß es nicht mit den Menschen versöhnt ist, wie Jellinek unterstellt.

Die Vorentscheidung für die allgemeine Ordnung bedingt die Verfügbarkeit des Rechtssystems für alle patriarchalen Gesellschaftsordnungen – seien es nun faschistische oder liberal-demokratische oder sozialistische. In der „Reinen Rechtslehre" des H. Kelsen liest sich das so:

> (Rechtsbedingung und Rechtsfolge gehören zusammen.) „Diese Kategorie hat ... rein formalen Charakter. Sie bleibt anwendbar, welchen Inhalt immer die so verknüpften Tatbestände haben, welcher Art immer die als Recht zu begreifenden Akte sein mögen. *Keiner gesellschaftlichen Wirklichkeit* kann wegen ihrer inhaltlichen Gestaltung die Vereinbarkeit mit dieser Rechtskategorie bestritten werden ... Gerade dadurch bewahrt sie ihre *radikal anti-ideologische* Tendenz; weshalb gerade in diesem Punkt der heftigste Widerstand von seiten der traditionellen Rechtstheorie einsetzt, die es schwer ertragen kann, daß die Ordnung der Sowjetrepublik ganz ebenso als Rechtsordnung begriffen werden soll wie die des faschistischen Italien oder die des demokratisch-kapitalistischen Frankreich." (95)

Die zweite künstliche Wirklichkeit des Rechts stellt sich für Kelsen als Seiendes dar, das Gerechtigkeitspostulat als Ideologie (d.h. die totale Umkehrung des ius naturale!)

> „Betrachtet man (das positive Recht, d.Verf.) im Verhältnis zu einer „höheren Ordnung", die den Anspruch erhebt, daß das positive Recht ihr entsprechen soll – etwa im Verhältnis zum Naturrecht, zum Ideal einer – *irgendwie gedachten Gerechtigkeit*, dann stellt sich das positive Recht als das „wirklich" seiende Recht dar und das Naturrecht oder die Gerechtigkeit als Ideologie. Ihre anti-ideologische Tendenz bewahrt die Reine Rechtslehre darin, daß sie die Darstellung des positiven Rechts von jeder Art naturrechtlicher Gerechtigkeitsideologie zu isolieren sucht." (96)

Zwar führt jede positive Lehre vom Naturrecht in der bestehenden Gesellschaft auf Antinomien, sie bewahrt aber als Idee kritisch die Unwahrheit positiven Rechts. Die Befangenheit dieses positivistischen Denkansatzes zeigt sich auch darin, daß sie Gerechtigkeit grundsätzlich nur als *gedachte* (die dann gelebt werden soll) und nicht als *gelebte* (die dann reflektiert wird) sich vorstellen kann. In diesem Ausschluß liegt bereits die Ideologiehaftigkeit patriarchaler Logik, nicht erst in dem der (patriarchalen) Naturrechtslehre nachgesagten – der allgemeinen Ordnung aufgestülpten – Gerechtigkeitspostulat. (97)

Die marxistische Rechtstheorie hat zwar erkannt, daß die rechtlichen Regelungen – z.B. Vertragsfreiheit – dazu da

sind, die kapitalistischen Eigentumsverhältnisse – d.h. Herrschaft der Eigentümer, Unterwerfung der Nichteigentümer – zu sanktionieren. Sie hat das falsche Gleichheitspostulat aufgedeckt, das nur existieren kann, indem es sich von den Ungleichen absetzt. Sie hat den „Rechtswillen" als juristische Illusion entlarvt, die nur entstehen kann, wenn man ihn als von den realen Verhältnissen verselbständigt ansieht. Sie hat bloßgestellt, daß die Freiheit des Menschen die Freiheit der isoliert auf sich selbst zurückgezogenen Monade ist: „... das Menschenrecht der Freiheit basiert nicht auf der Verbindung des Menschen mit dem Menschen. Es ist das Recht der Absonderung, das Recht des auf sich beschränkten Individuums." (98)

Die marxistische Rechtstheorie sitzt aber – hier sei der Rechtstheoretiker Paschukanis genannt – selber da einer Ideologie auf, wo sie die Entstehung des Rechts von der warenproduzierenden Gesellschaft abhängig macht, die nur die rationale Fortentwicklung einer Gesellschaft mit kommunistischer Produktionsweise ist, in der das Faustrecht galt (Urkommunismus = Barbarei). Was anderes gab es nicht, ist wohl nicht denkbar. Entweder Faustrecht – oder Recht (was dasselbe ist: Recht ist in Satzungen konserviertes Faustrecht, angereichert durch die systemfremde Billigkeitsklausel). Homo homini lupus. Diese Theorie geht davon aus, daß das natürliche Verhältnis zwischen Mensch und Ding (= äußere Natur) ein organisches Herrschaftsverhältnis ist: jeder nimmt sich das, was er braucht – jeder gegen jeden. In der Natur gilt das Recht des Stärkeren, und um zum Ausgleich zu kommen, müssen die Eigentümer von Sachen „sich gegenseitig anerkennen", müssen also „juristische Vernunft" annehmen (99). Dazu wurde die Norm erfunden, deren Funktion die soziale Sicherung der Rechtsverhältnisse ist: „Die Normen ändern sich, aber ihre soziale Funktion bleibt unverändert." (100) Damit sind wir wieder bei den Rechtspositivisten angelangt. Linke und Rechte reichen sich hier die Hand. Beide gehen von der grundsätzlich für jede Gemeinschaft unentbehrlichen positiven Rechtssetzung aus (sonst Chaos und Anarchie), nur mit unterschiedlichen Begründungen: die einen gehen vom psychologischen Rechtsgefühl aus, die anderen sehen Recht als Gebot der menschlichen (männlichen) warenproduzierenden Vernunft – die Linken als die letzten Aufklärer.

V. Frauen und Recht

1. Die Gesellschaft lebt von dem Ausschluß der Frauen aus dem herrschenden System, dessen Postulat die Gleichheit ist. Patriarchale Gleichheit = Identität ≠ Ähnlichkeit kann nur formal aufrechterhalten werden, wenn sie sich von der Ungleichheit abgrenzen kann.

2. Um das System ad absurdum zu führen, müssen die Frauen die Gefolgschaft aufkündigen, müssen die Voraussetzungen, die sie zu Ungleichen machen: Kinder gebären, Heterosexualität, körperliche Schwäche als weibliche Norm usw., ablehnen. Sie müssen dadurch, daß sie sich der herrschenden Rationalität/Irrationalität nach außen hin anpassen, dem Gleichheitsprinzip der Gesellschaft ihre Legitimation, Lebensquelle, ihren Bodensatz, entziehen. Sie müssen nach außen das einlösen, was herrschendes Prinzip ist: Ratio, Kälte, Konkurrenz, Härte, Sex-money. Nur so führen sie die Gleichmacherei ad absurdum.

3. Die Auflehnung gegen das Bestehende ist nur durch Negation möglich. (Umkehr der Negationslogik der ersten Aufklärer!) Wenn Frauen versuchen, „Humanität" in die Welt zu bringen, dem Bestehenden „Positives" entgegenzusetzen, laufen sie in die patriarchale Falle. Das Patriarchat hat seit je davon gelebt. Es hat sei je als Speck die unerfüllte Sehnsucht der Frauen nach einer befreiten Welt vorgesehen, womit sie sie anlockte, um sie im Käfig des Patriarchats mit ihrer Sehnsucht allein zu lassen. Der Käfig entwertet den Speck. Das Resultat ist Gelächter. Der Mann hat sich ein x-tes Mal als unerbittlicher Meister aufgespielt. D.h.: Positives wird sofort vereinnahmt und funktionell eingesetzt; wenn Frauen sich um Weltverbesserung kümmern, brauchen es die Männer nicht zu tun und können dank ihrer Verfügungsgewalt ihr Zerstörungswerk ungestört fortsetzen.

VI. Anmerkungen

1. Max Horkheimer, Theodor W. Adorno: Dialektik der Aufklärung, Ffm 1971, S. 18
1a a.a.O., S. 51
1b Der moderne Begriff Homosexualität leitet sich von dem griechischen Wort HOMOS, HOMOIOS, ab. Vielleicht ist ein Grund für die Diskriminierung der Homosexuellen, daß sie durch ihre Existenz der herrschenden Identitäts- bzw. Gleichheitsideologie widersprechen, da bei ihnen Gleiches und Ähnliches gemischt ist.
2 a.a.O., S. 18
3 Karl Kerényi: Was ist Mythologie? In: Europäische Revue 15, Juni 1939, S. 216
4 a.a.O., S. 222
5 Herbert Marcuse: Triebstruktur und Gesellschaft, Ffm 1971. S. 24 f.
6 Th. W. Adorno: Ges. Schriften 8, Soziologische Schriften 1, Ffm 1972, S. 375 f.
7 Johann Jakob Bachofen, Das Mutterrecht, Ffm 1974, (gek. Ausg.; 1. Ausg. 1861)
8 a.a.O., S. 191
8a Von Gynaikokratie im Sinne von „Frauenherrschaft" kann man bei den von Bachofen untersuchten Völkern nicht reden. Die Überlieferungen lassen nur auf matriarchale Relikte schließen; es sind mithin sog. Übergangsgesellschaften gemeint. Die einzige Ausnahme bilden die Überlieferungen von den Amazonenstaaten (Libyen, Kaukasus). Dort gab es aber dann überhaupt keine Männer.
9 a.a.O., S. 336 f.
10 a.a.O., S. 124
11 Vgl. das griechische Wort ‚SYMPATHEIA': Fürsorge, Zuneigung, die aus verwandtschaftlicher Gesinnung aller Glieder des Volkes umfaßt. Dazu a.a.O., S. 14
11a Bei vielen gynaikokratischen Volkern (in der Übergangsphase) war es üblich, daß sich die Töchter ihre Aussteuer durch Hetärismus (entstanden aus der sog. Tempelprostitution, z.B. in Babylon) erwarben. Vgl. dazu die Werke von Bachofen (Die Sage von Tanaquil; Das Mutterrecht), Bornemann (Das Patriarchat), Frazer (Der goldene Zweig).
12 Keuschheitsopfer zur Schlichtung des Völkerstreits war bei vielen Völkern üblich, z.B. den Eleern, Lokrern, Babyloniern. Die Matronen verkauften sich an die Feinde und errangen so den Frieden. Überhaupt war die Macht(ausübung) weiblicher Sexualität sehr im Bewußtsein der Menschen verankert.(vgl. Lysistrata-Erzählung). Wie auch in der Hochblüte Roms sich viele Kulte gehalten haben, die die eminent wichtige Rolle weiblicher Sexualität als Bindeglied eines Volkes und bei Kriegen zwischen Völkern demonstrierten, veranschaulicht Bachofen in seiner Sage von Tanaquil: in den Kulten der ‚Sakäen', ‚Nonae Caprotinae', ‚Floralien' usw. waren Sklavinnen oder Hetären Göttinnen in sterblicher Erscheinung, die die Wiederherstellung der alten Freiheitsgesetze symbolisierten. Ihre unehelichen Kinder galten als Kinder der Göttin und wurden als höherwertiger angesehen

als Königskinder. Die ‚Nonae Caprotinae' war z.B. ein Sklavinnenfest, das an den Krieg zwischen Römern und Galliern erinnern sollte, in dem die Sklavinnen durch freiwilligen Geschlechtsverkehr mit den Galliern die gefangenen Römer befreiten. Keuschheit der Frauen hieß übrigens ohne heterosexuellen Verkehr, nicht etwa asexuell oder unsinnlich. Zumeist waren bei diesen Kulten (auch den Dionysien, Cerealischen Festen usw.) die sehr orgiastisch verliefen, Männer entweder überhaupt nicht oder nur in Frauengewändern zugelassen. Vgl. Bachofen a.a.O., S. 308 und 316.

13 Vgl. die Institution des Brautpreises bei vielen patriarchalischen Völkern.

13a Der Orestmythos wurde u.a. in Äschylos' Eumeniden wiedererzählt. Äschylos war ein griechischer Tragödiendichter und lebte von 525 bis 456 v.u.Z.

13b Agamemnon war König von Mykene. Seine Ermordung wird in Äschylos' Eumeniden und in Homers Ilias und Odyssee nacherzählt.

14 Apollon hatte seine Sehergabe nicht sui generis, sondern „lieh" sie sich durch Okkupation des delphischen Orakels von der delphischen Priesterin Pythia.

15 Aus Äschylos' Eumeniden, zit. bei Bachofen a.a.O., S. 144

16 a.a.O., S. 145

17 a.a.O.

18 a.a.O., S. 154f.

18a Nach anderen Überlieferungen gaben nicht alle Erinnyen Orest frei: manche verfolgten ihn weiter. Er konnte sich nur dadurch retten, daß er seine – in letzter Minute von Artemis gerettete – Schwester Iphigenie (= die mit Stärke über die Geburten Herrschende), die Priesterin in Tauris war, heimführte. Vgl. Kerényi: Die Mythologie der Griechen Bd. II: Die Heroengeschichten, München 1968 (2. Aufl.), S. 261

19 Bachofen, a.a.O., S. 146

20 a.a.O., S. 155

20a Interessanterweise war der Ort des Gerichts der Areshügel bei Athen, gleichzeitig Lagerstätte der Amazonen und Tempelsitz der Erinnyen. Die Stätte des alten Rechts wird okkupiert durch die des neuen. Vgl. Bachofen a.a.O., S. 153. Wie alle neuen Gewaltherrschaften sich traditioneller, emotional besetzter Orte, Riten usw. bedienen, um ihnen dann ihre eigenen Ideologien aufzupfropfen: so auch das Christentum, das seine Altäre oft auf heidnischen Kultstätten errichtete. Vgl. a.a.O., S. 154.

21 Vgl. die sehr interessanten Ausführungen von Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 46 ff. zum Moment des Betrugs im Opfer: Das Opfer als magisches Schema rationalen Tausches, eine Veranstaltung der Menschen, die Götter durch das System der ihnen widerfahrenden Ehrung zu beherrschen. Da der magische Bann noch fortbesteht, wird die Rationalität, als Verhaltensweise des Opfernden, zur List. So muß man also die ‚Dummheit' der Göttinnen, die sich durch Opfer und Verehrung haben betören lassen, als aufklärerischen Impetus des Cihters Äschylos verstehen: Religiöse Verehrung und Opfer als verbale und stellvertretende Akte, losgelöst von der Identität Gott-Mensch-Wort, werden zum aufklärerischen Herrschaftsinstrument im Dienste der Selbsterhaltung (siehe dazu das Kapitel über die Aufklärung).

21a Der Danaidenmythos, nacherzählt von Äschylos in ‚Die Schutzsuchenden' und ‚Die Danaiden'.

21b Pausanias war ein griechischer Reiseschriftsteller („Beschreibung Griechenlands") und kam aus Lydien. Er lebte von 250 bis 300 n.u.Z. Vgl. Reclams Lexikon der antiken Mythologie, Stuttgart 1974

22 Die Zahl 50 ist Abbild kosmischer Vorgänge: „Die Zahl gibt die der fünzig Monde eines vierjährigen Festzyklus wieder, der Hälfte eines „großen Jahres". Die zweite Hälfte davon hatte nur neunundvierzig Monde, wie auch nur neunundvierzig von den Töchtern des Danaos treue Danaiden blieben." Kerényi a.a.O., S. 41. Der Mythos also als Interpretationsversuch planetarischer Vorgänge, je nach Volk und Zeit patriarchalisch oder matriarchalisch gedeutet.

22a So nach Reclams Lexikon a.a.O.,

23 Äschylos, zit. bei Bachofen a.a.O., S. 235

24 a.a.O., S. 238

25 a.a.O., S. 257

26 vgl. a.a.O., S. 234

27 Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 11

28 Renée Schlesier: „1 und 2 und viel", Skript zur Übung ‚Platons Politeia' am Religionswiss. Institut der FUB, WS 76/77, S.1

28a Mithin ist diese psychische Kastration nur die rationalisierte Form der physischen, durch die Männer sich in Kulten, bes. Priester, der Göttin anzugleichen versuchten.

29 Renée Schlesier: „Mutter und Sohn – Zur Mythologischen Anthropologie", Skript. v. 1.2.1975 (Rel. wiss. Institut der FUB) S.3.

29a in der patriarchalischen Welt nunmehr veränderten tatsächlichen!

29b Vgl. dazu Silvia Bovenschen: Die aktuelle Hexe, die historische Hexe und Hexenmythos. Die Hexe: Subjekt der Naturaneignung und Objekt der Naturbeherrschung, in: Becker, Bovenschen, Brackert u.a.: Aus der Zeit der Verzweiflung. Zur Genese und Aktualität des Hexenbildes, Ffm 1977, S. 296-309

30 Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 51

31 Hesiod war griechischer Dichter und lebte ca. 600 v.u.Z. Zugrundegelegt ist die Übersetzung von Walter Marg: Hesiods Theogonie, Artemis-Verlag, Zürich/Stuttgart 1970

31a So bekennt er in seinem Proömium, daß er all seine Weisheit von den MUSEN (griech. Göttinnen der Künste) hat.

32 Odysseus war König von Itaka und zog mit nach Troia. Seine Rückkehr wird in der Odyssee des Homer (ca. 800 c.u.Z.) beschrieben.

32a Nach Kerényi leitet sich Odysseus von dem griechischen Wort ODYSSOMENEUS = der Gehaßte ab. Den Namen soll ihm sein Großvater Autolykos, der als Dieb gehaßt war, gegeben haben. Von ihm soll er auch seine Schlauheit geerbt haben, vgl. Kerényi a.a.O., S. 251. Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 56 leiten ihn von UDEIS = Niemand ab: Odysseus hat, als er sich vor dem Riesen Polyphem in Sicherheit bringen wollte, sich selbst udeis = niemand genannt. Er vollzog damit die aufklärerische Spaltung zwischen Gegenstand und gesprochenem Wort, er rettete sein Leben, indem er sich verleugnete.

33 Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 65

34 vgl. a.a.O., S. 46 ff.

35 a.a.O., S. 66 f.

36 Adorno/Horkheimer a.a.O., S. 53

37 a.a.O., S. 50 f.

38 a.a.O., S. 51

39 a.a.O.,

40 Aus der Odyssee, zit. bei Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 69, Fußn. 54

41 a.a.O., Fußn. 53

42 a.a.O., S. 52 Fußn. 12.

43 So Kerényi a.a.O., S. 280

44 Die Geschichte des Ödipus, König von Theben, wird von Sophokles, einem griechischen Dramatiker, der ca. 497 bis ca. 406 v.u.Z. lebte, in seinem Werk ‚König Ödipus' und von Äschylos (‚Sieben gegen Theben') nacherzählt.

45 Vgl. Kerényi, a.a.O., S. 83

46 Vgl. a.a.O.

47 Platon war ein griechischer Philosoph und lebte von 427 bis 347 v.u.Z. in Athen. Er war neben Sokrates einer der bedeutendsten Begründer der (patriarchalen) abendländischen Philosophie. Platon = der Breitbrüstige, -stürmige, -redende.

48 R. Schlesier, Mutter und Sohn ... a.a.O., S. 3

48a Vgl. zum Moment des Betrugs im Opfer aus aufklärerischer Sicht Fußn. 21

49 In seiner Forderung nach der Erziehung des Menschen (Mannes), durch die das Opfer zu ersetzen sei, entwickelt Platon den Herosbegriff der griechischen Mythologie weiter. Dort waren die Heoen Kinder von Göttinnen und Menschenmännern bzw. Göttern und Menschenfrauen. Heroinen gab es nicht, nur die männliche Trinität Götter, Heroen, Männer und die weibliche Dualität Göttinnen und Frauen. Diese Heroen sind die Aufklärer des mythischen Schicksals, des Fatum. Sie hatten die Aufgabe, mythische Gewalten zu bändigen und bekamen als Belohnung z.T. die Unsterblichkeit (z.B. Herakles). Dabei ist die Unsterblichkeit der männlichen Götter eine späte Errungeschaft (selbst ZEUS war mal ein Heros gewesen, was die ZEUS-Gräber auf Kreta bezeugen), vgl. dazu Schlesier, Mutter und Sohn ... a.a.O. S. 2. – Platon übt nun Kritik an diesen Herosgestalten. Er entmaterialisiert gemäß seiner patriarchalen Philosophie den Herosbegriff: Der Heros durch mühselige Arbeit oder durch Betrug (durch Unsichtbarmachung, vgl. den Gygesmythos im II. Buch des ‚Der Staat') müsse abgelöst werden durch den Heros, der einsam auf der Suche nach der Gerechtigkeit sei, vgl. dazu Platon, Der Staat, Lepzig 1908, übersetzt v. A. Horneffer, II. Buch S. 37 ff.

50 Vgl. Platon a.a.O., IV. Buch, S. 125 f.

51 Vgl. a.a.O., V. Buch, S. 182

52 Platon a.a.O., VII. Buch, S. 227

53 a.a.O., VII. Buch, S. 231

54 a.a.O., VI. Buch, S. 189. Das ewig Gleiche im Gegs. zu Werden und Vergehen, dem Fatum, das von weiblichen Mächten beherrscht wird (MOIRA).
55 a.a.O., IX. Buch, S. 295
56 Besonders die Beachtung der väterlichen Blutsverwandtschaft ist Bedingung für die Einhaltung der Gesetze! vgl. a.a.O., VII. Buch, S. 255 f.
57 a.a.O., II. Buch, S. 39
58 Vgl. a.a.O., VII. Buch, S. 225 ff.
Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Parallele zwischen griechischer Rechts- und Religionspraxis: Schuldurteile wurden nur vormittags gesprochen und Gottesdienste nur bei Tageslicht abgehalten. Sachsen und Franken beriefen dagegen den ‚Volksthing' (Volksrat, -gericht) nur bei Voll- und Neumondnächten ein.
59 Platon a.a.O., V. Buch, S. 148
60 a.a.O., IV. Buch, S. 127
61 „Der Mensch ist das Kind der Mutter Natur, aber nur für den Mann handelt es sich dabei um ein Geschlechterverhältnis, zwischen Weiblichem (älter, hervorbringend, zurückholend) ... und Männlichem (jünger, hervorgebracht, zurückgeholt). Dabei liegt die Aktivität, Unendlichkeit auf Seiten des Weiblichen, die Passivität, Endlichkeit auf seiten des Männlichen. Für die Frau als Tochter der Erde ist das Geschlechterverhältnis zunächst nicht existent, sondern reduziert sich auf ein Verhältnis innerhalb desselben Geschlechts: die Differenz ist dabei die von Generationen, nicht die zwischen den Geschlechtern. Das ist gleichzeitig die mythische Begründung für die Ambivalenz der Weiblichkeit: aktiv-passiv, unendlich-endlich, natürlich-menschlich wird vereint nicht nur durch den Ursprung des Weiblichen aus dem Weiblichen sondern durch die Mimesis des entsprungenen Weiblichen an das Weibliche, aus dem es entsprungen ist, wenn das entsprungene Weibliche als Mutter selbst zum Ursprung wird." Schlesier, Mutter und Sohn a.a.O., S. 1. Die Weiblichkeit als Vermischung von Vegetativem und Animalisch-Menschlichem wird aber erst da ambivalent, „wo diese Vereinigung des Weiblichen mit sich selbst, Vorbild der Parthenogenese, aufklärerisch durch Spaltung der Weiblichkeit in entweder Mutter oder Tochter entmythologisiert wird." a.a.O
62 Platon selbst war nicht homosexuell, wohl aber Sokrates. Dieser wurde 399 v.u.Z. wegen Verführung der Jugend und Unfrömmigkeit verurteilt und durch Gift getötet.
63 Vgl. zu Republik und Tyrannis die sehr interessanten Ausführungen von Bachofen bez. ihrer Ursprungslegitimation: Die Tyrannis (tyros, tylos = Glied) beruht auf dem Recht der Zeugung, das wiederum gemäß dem ius naturale von den Frauen eines Volkes abgeleitet ist (Bachofen a.a.O., S. 90). Und zum Verhältnis Königreich – Republik: „Der Grundsatz des weiblichen Ursprungs der höchsten staatlichen Macht erlag erst nach dem Untergang des Königtums selbst. Der römische Staatsgedanke, der mit der Errichtung der Republik sich Bahn bricht, sprengt die alten religiösen Fesseln und gründet seine ganze Entwicklung auf die ausschließliche Geltung der Paternität." J.J. Bachofen: Die Sage von Tanaquil, Gesammelte Werke Bd. 6, Basel/Stuttgart (Schwabe & Co. Verlag) 1951, S. 300
64 Marquis de Sade, Histoire de Juliette, Hollande 1971 Bd V, S. 322 f., 324, zit. bei Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 81
65 a.a.O., S. 319 f., zit. b. Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 79 f.
66 Sade, Histoire de Justine, Hollande 1797, Bd. IV, zit. bei Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 89
67 Sade, Histoire de Juliette a.a.O., Bd. IV, S. 204 zit. b. Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 88
68 Horkheimer/Adorno a.a.O., W. 77
69 Fr. Nietzsche, Umwertung aller Werte. Werke. Kröner. Bd. VIII S. 218 zit. b. Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 88
70 Sade, Histoire de Juliette a.a.O., Bd. III, S. 188-99 zit. b. Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 99 f.
71 Sade, Juliette a.a.O., Bd. II, S. 273 zit. b. Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 100
72 Sade, Juliette a.a.O., Bd. III, S. 178 f. zit. b. Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 99
73 Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 101
74 Sade, Aline et Valcour. Bruxelles 1883. Bd. I, S. 58 und 57, zit. b. Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 101
75 Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 101
76 Horkheimer/Adorno a.a.O., S. 106
77 Vgl. dazu den sehr lesenswerten Aufsatz von Ludwig Klages, Die Magna Mater. Randbemerkungen zu den Entdeckungen Bachofens, in: H.J. Heinrichs (Hrsg.), Materialien zu Bachofens ‚Das Mutterrecht' Ffm 1975. Klages versucht den Unterschied matriarchaler (pelasgischer) und patriarchaler Denkweise anhand der Kategorien ‚Gesetz' und ‚Rhythmus' bzw. ‚Raum' und ‚Zeit' herauszuarbeiten. Moira ist Herrin über die Zeit, da sie der Raum ist, in dem die zeitliche Existenz aller Gestalten sich bewegt. Die (pelasgische) Zeit ist die Rotation des (pelasgischen) Raumes: „Den Wirkraum der *Dinge* konstituiert das *Gesetz* immer sich wiederholender *Wiederholung des Gleichen*, den Wirkraum der *Bilder* der *Rhythmus* immer sich ähnelnder *Rückkehr des Ähnlichen*. Das Gesetz, wesenhaft bar der Zeitlichkeit, *bindet*, ins Leben stoßend, den Augenblick und läßt ihn, einen Gefangenen, umkehrlos altern, ergrauen, verblassen, der Rhythmus, ewige Erscheinungsform der Wirklichkeitszeit, *löst*, indem er, was unaufhörlich zum Altern ansetzt, unaufhörlich verjüngt." a.a.O., S. 126 f.
78 Adorno/Horkheimer a.a.O., S. 15
79 L. Klages a.a.O., S. 130
80 Die Amazonen übrigens verachteten – auch in der Blütezeit ihrer Kultur, ca. 1500 Jahre v.u.Z. – jedes geschriebene Gesetz. Sie kannten nur zwei Verbrechen: Diebstahl und Lüge. Vgl. dazu Bertha Eckstein-Diner (Sir Galahad), Mütter und Amazonen, München 1930
81 Vgl. Uwe Wesel, Skript zur Vorlesung zum RömischenRecht, WS 78/79 an der FUB FB 9, 1. Abschnitt: Frühgeschichte des Rechts, S. 2. Vgl. auch ders., Zur Entstehung von Recht in frühen Gesellschaften in: Kritische Justiz 3/79, S. 233 ff.
82 Wesel a.a.O., S. 35
83 Vgl. dazu Bachofen, Das Mutterrecht a.a.O., S. 112 ff.
83 a Vgl. Bachoofen a.a.O., S. 115
84 a.a.O., S. 113
85 a.a.O., S. 114
86 a.a.O., S. 327
87 a.a.O.
88 a.a.O., S. 328
89 a.a.O., S. 330
90 Die Scheidung hing von der Frau ab, jedoch herrschte daneben Promiskuität beider Geschlechter, da die Ägypterinnen nicht sexualfeindlich waren.
91 zit. bei Eckstein Diner a.a.O., S. 226 f.
92 Vgl. zur neuzeitlichen Willenslehre: Eugen Rosenstock-Huessey, Vom Industrierecht, Berlin 1926. S. 107 ff.
92a Bis 1977 (!) existierte noch ein §52 Abs.2 ZPO: „Die Prozeßfähigkeit einer Frau wird dadurch, daß sie Ehefrau ist, nicht beschränkt."
92b Vgl. zur Hegelschen Rechtsphilosohie: Th.W. Adorno, Negative Dialektik, Ffm 1975, S. 304 ff. und Herbert Marcuse, Ideen zu einer kritischen Theorie der Gesellschaft, Ffm 1969, S. 97 ff. „‚Die Individuen sind als Bürger dieses Staates Privatpersonen, welche ihr eigenes Interesse zu ihrem Zwecke haben'; das Allgemeine, durch das ihnen dieser Zweck vermittelt wird, kann ihnen daher nur ‚als Mittel' erscheinen. Das Prinzip dieses ‚Systems der Bedürfnisse' hat die Allgemeinheit der Freiheit ‚nur abstrakt, somit als Recht des Eigentums in sich, welches aber hier nicht mehr nur an sich, sondern in seiner geltenden Wirklichkeit, als Schutz des Eigentums durch die Rechtspflege ist.'" (Hegel, Grundlinien der Philosophie des Rechts (ed. Lasson) Leipzig 1911, §§187, 208, zit. bei Marcuse a.a.O., S. 98) und: „‚Der Staat ist so der unmittelbare, näher bestimmte Gegenstand der Weltgeschichte überhaupt, worin die Freiheit ihre Objektivität erhält und in dem Genusse dieser Objektivität lebt'; der Staat ist ‚die Wirklichkeit der konkreten Freiheit' und die Idee der Freiheit ist ‚wahrhaft nur als der Staat.'" (Hegel, Philosophie der Weltgeschichte (ed. Lasson) I, Leipzig 1917, S. 90 und ders., Philosophie des Rechts a.a.O., §§260, 57, zit. b. Marcuse a.a.O., S. 104 f.)
93 Th.W. Adorno, Negative Dialektik a.a.O., S. 304
94 Georg Jellinek, Allgemeine Staatslehre, 3. Aufl. 1921, Berlin (Neudruck 1959), S. 332-334
95 Hans Kelsen, Reine Rechtslehre. Einleitung in die rechtsiwssensch. Problematik Leipzig/Wien 1934, S. 19-38 (auszw. Neudruck in: Werner Maihofer, Begriff und Wesen des Rechts, 1973 und ders., Wege der Forschung Bd. 79, S. 149 - 163)
96 a.a.O.
97 Zur Naturrechtslehre vgl. das Referat von Rosemarie Giesen, Teil II des Seminars
98 Zur Judenfrage, Marx/Engels Werke Bd. I, Berlin (Ost), 1972, S. 364 ff.
98a Eugen Paschukanis war zur Zeit Lenins und Stalins einer der führenden Köpfe der sowjetischen Rechtswissenschaft. Er war

Vizekommissar der Justiz. Mitglied der von 1934-36 tagenden Verfassungskommission. Leiter des Instituts für Recht der Akademie der Wissenschaften der UdSSR und gab die führende Rechtszeitschrift „Sowjetstaat" heraus. Sein inernational anerkanntes Hauptwerk „Allgemeine Rechtslehre und Marxismus" erschien 1924 und wurde 1929 ins Deutsche übersetzt. In der stalinistischen Ära konnte er seine einflußreiche Stellung bis zur Beendung der Verfassung 1936 ausbauen. Doch danach kam ganz plötzlich sein Fall: In einer Hetzkampagne von Vysinskij und anderen wird er als Volksschädling gebrandmarkt und ohne gerichtlichen Prozeß in den Kellern des NKWD erschossen. Sein Name wurde aus den Annalen der Rechtstheorie getilgt. Vgl. hierzu: Thomas Blanke: Rechtstheorie und Propaganda. Notizen zu Aufsätzen von E. Paschukanis aus der Stalin-Ära. Kritische Justiz 4/79. S. 401 ff.

99 Vgl. dazu das I. Referat „Rechtsform und Warenform" (Werner Brockjan) des Seminars „Die Entstehung von Recht und Rechtsform aus Eigentum und Warenform am Beispiel des antiken Rechts" SS 75 FB 9/15 der FUB: „Das natürliche Verhältnis zwischen Mensch und Ding ist ein organisches Herrschaftsverhältnis. Die organische Herrschaft über eine Sache stellt der Aneignung und dem Gebrauch dieser Sache keine gesellschaftlichen Bedingungen, sondern nur die der Natur." (S. 2) Und: „Warum soll sich jemand zur Übereignung verpflichten, um sich eine andere Sache anzueignen, wenn er den Besitzer dieser Sache nicht als Eigentümer anerkennen muß? *Er wird sich nehmen, was er braucht, bis er von einem anderen, der das gleiche braucht, eins übergezogen bekommt.* Diese außerrechtliche Form des Eigentums gab es natürlich schon bevor sich die Eigentümer als solche anerkannten. In der gegenseitigen Anerkennung nehmen die Eigentümer *juristische Vernunft* an. Dabei erkennen sie sich als *Gleiche* an ..." (S. 6) (Referat über Paschukanis)

100 E. Paschukanis: Allgemeine Rechtslehre und Marxismus, Ffm 1970, S. 108

Gunda Schumann

Der Fall von Nichts

Rheinfall

Mit dem Anfang kommt der Fall. das dürre Gebiet der Zurückhaltung bricht auf. aus ververschiedenen Spalten sprudeln flüssige Klingen. Wasser beugt sich nach vorn. Wasser übergibt sich: Ereignis der Geburt. die Klippe spuckt ihr Element heraus. das Innere weicht dem Druck, springt hervor, überstürzt den Lauf. ohrenbetäubender Lärm der aktiven Gewalt. Dröhnen des Fehlens jeglicher Einschreibung. Härte zergliedert sich. die Geschichte verläßt ihren Ursprung. nur was werden soll ist hier bereit. jeder Wasserspritzer ist ein Gedächtnissplitter, der in der Luft verrauscht.

Wir sind in unseren Erinnerungen weit zurückgegangen. hier wohnen wir dem Aufbrei bei. von hier laßt uns aufbrechen. der Fall leitet die Reise ein. vom Gefallensein sind wir gezeichnet. die Falle des Grabes ist ganz weit auf. das Verlangen spürt nach dem Tal. eine Festung am Horizont. der ahnungsvolle Schatten der Landschaften. Zeichen von Wald, schwarz und geheimnisvoll. mit dem Klopfen des Herzens kündet sich eine Missetat an: wie sich die Schönheit zur Sklavin macht!
alles ist mit fahlen Leintüchern eingehüllt. die Unschuld verliert sich. der Daseinspanzer, dem bestimmbaren Bereich entschwunden ohne auch nur eine Prägung hinterlassen zu haben .....

Vater Rhein

an der Sucht der Begierde teilhaben wollen. Lust an dem, was vergeht. der Vater ist dem Becken der Natur oder ihren weiten Nüstern entfallen. im Kreuze leeren die Nieren sich. unten treffen die Fluten zusammen. das Rennen zieht schneller an. Nichts macht leiden. Flucht. der Fluß durchfurcht die Heide. Schiffe mit zahmen Narren schwemmt er mit. die Matrix, gespalten, tut sich auf. der Boden wird auf jeder Seite zurückgedrängt. die Weisheit ergibt sich. Platz fordern die Scharen der Brut. das Wasser drängt in die Bresche hinein. zwischen den Wall der Schenkel gleiten. Vergewaltigung der Mitte. die Walküre wird gezeugt.

an den Ufern schreibt sich das Schicksal der Völker ein. über die Leere hinweg wird der Unterschied laut. die Rebstöcke grüßen. an den Fluren entlang, in der Geborgenheit unserer Zungen: trinken wir denselben Wein, essen wir von den Nüssen unserer Wahl.

Freiburg

die Freiheit ist eingelocht. mir kommt ein Gedanke: nirgendwo nichts. wir haben tausende von Seiten umgeschlagen. wie mit der maßlosen Weite sich gegnügen? es ist ja nur eine Wiederkehr. den unerforschbaren Grund vom Rande her betrachten. mit ausgescheertem Auge. aus dem Philosophen Fleisch ein Stück herausschneiden. und siehe da: eine in Trümmer zerfallene Identität. wir sind ein Fall von weißer Schizophrenie.
„une allemande se bat gravement" – gibt es dem nichts hinzuzufügen? die Hände abgenutzt. die Sonate ächzt unter der Last der Geige. eine einsame Flöte. Ende und Anfang des Satzes umschlingen sich mit den Armen der Melancholie. solange uns die Reinheit bleibt: Schild unserer Macht, Hort aller Grausamkeit. Sind wir untröstlich.

Todtmoos

es ist kalt. als hätte sich der Winter in den Gräten der Zeit verfangen. ewiger Schnee auf totem Moos. Pferde durchkreuzen die Felder. ein alter Mann müde auf seinen Stock gestützt. wer hat die verwüstenden Schritte wahrgenommen? nicht tot, nicht lebendig. Schritt für Schritt. Nicht. Nicht. Angst öffnet den Blick auf das, was wirklich ist: Abwesenheit. die Kehle zugeschnürt. das immer schon vorhanden Gewesene, welches nie gegenwärtig ist. das Nichts mit den Fingern abtasten. Gefühle des Überschwangs. Weihnachten. das Ganze ist unsichtbar. penetrante Stimmung. Bilder des auf-der-Stelle-tretens. Ekel. das Wissen zeichnet die Umrisse stummen Wahnsinns ab. wie aber die Erfahrung ansprechen, die keinen Namen hat? wie festhalten was sich begibt? vom Augenblick verschluckte Sprache: im Banne des Ereignisses bleiben die Worte im Munde stecken.

ein Seufzer löst von dem Schauspiel ab. die beiden Ufer des Nichts brechen das Bewußtsein entzwei. verdoppelte Gleise, spröder Raum des Unheimlichen. seltsames Geleit der Rhein, deutscher Bedeutungsträger, fließt die Sandbänke entlang. reinste Bewegung dem Unerreichbaren zu. Wiederholung unvermeidlichen Glaubens. Trunkenheit. unablässlich das Gemurmel: Hölle wo ist dein Sieg? Remember my name. cinéma pas mort. ein Schreckensgelächter. Ehren wir den Vatermord. feierliche Messe. und von neuem die frage: wer soll sterben? wer? alles was verschwunden schien hat sich nur verwandelt. alles Tote lebt so oder so wieder auf. von Apostellippen triefen Worte der Liebe, damit die Lust im Keime verdorrt. tot bereits? immer schon. in den Armen des Anderen. unter der Maske eine Fratze des Grauens: wir sind Fremde in unserem eigenen Land. das Haus ist von Gespenstern bewohnt. von Ufer zu Ufer irren wir.
die Wahrheit? ein von Mund zu Mund weitergegebener Hauch. unsere Küsse: die einzige Trauer. verrückt tragen wir sie bis in den Tod. zwischen den Ufern strömt die Leidenschaft. das Sein kommt ins Wanken. rastet aus.

Lorelei

ertrinken. „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten". ich weiß nicht, wer ich bin. Traurigkeit. Woher kommt sie? ein Lied schwingt sich empor aus dem Niemandsland. „Deutschland über alles". fällt in sich zurück. betroffenes Schweigen. Schweiß auf der Stirn. an der äußersten Grenze des Hörbaren erinnert sich ein Donnerschlag. der Körper ist von seinem eigenen Wallen bewegt. wir brauchen keine Angst zu haben. mit dem Tod hört alles auf. alles löst sich. das Gedächtnis erinnert sich seiner selbst als wäre es seine Braut. dem Undurchsichtigen lauschen. die Augen ins Offensein des Himmels getaucht. sich gehen lassen. schwer werden. Märchen aus einer idealen Zeit. das Schiff strandelt im Schlamm. bâteau ivre. der Gesang der Lorelei. der Verzauberung folgt Langeweile. nichts ist noch nicht geboren. die erste geburt vorbei. es zittert unter den Körnern des Cliché. Eros und Tod. nach dem Bild suchen, welches das Bewußtsein quält. auf dem Felsen. von dem Schimmern des Goldes geblendet sein.
wie oft bereits? eine blonde Haarpracht zeigt an: Abstand tut not. die Ferne macht sich zur Gabe. sie noch inniger erreichen wollen. sich einlullen lassen und dann ineinanderlaufen. den Ring der ewigen Wiederkehr schließen. in den eigenen Fußstapfen ein zwei-

tes Mal gehen. in den Schlund hinabreißen was nicht sein darf: geteilte Lust. die große Liebe alleine leben. was gegenwärtig ist vermeiden. sich den anderen zu eigen machen. mit den Wellen des Vergessens bricht sich die Welt. leere Andacht, dem unmöglichen Tausch entrissen. jedes Gleiten schöpft seine Kraft aus einem Gebet von unten. das Verschwinden kommt mit dem Regen, von ganz allein. der Splitter kehrt in das Holz zurück. den Wandervögeln überlassenes Zaudern. eine unerforschte Höhle nimmt den Verwundeten auf. in den Untiefen. Bündnis von Wasser und vergangenem Laut. Schwindel des Anonymen. Worte, erstickt in der Sache, Milch im Samen, Samen im Blut. süßes Genießen zeitloser Gelage. Friede. die Furcht taucht unter. in die Flut.
Hohe Nacht vergessener Tage.

ja, ich kenne sie. kenne sie. die Melodie des Entsagens. der Winter hat das Blut zu Eis gemacht. das Gefängnis der Geschichte ist grau. kein Zeuge weit und breit. in den Händen der Stummen ein Tintenvogel. das Blatt Papier: eine offene Wunde. Brandfleck auf dem alles zusammenkreist. der Text: Rose unter aller Rosen. nachdem sie übermächtig geblüht, schließt sie sich nicht mehr. zuschauen wie sie vergeht. inmitten der Tragödie verweigert sich eine Flamme des Gesetzes Macht. Antigone. Brünnhilde. die eine singt, die andere wacht. schmerzliches verlangen das, welches sich fragen muß: wohin denn ich? Furchen der Vergangenheit. (ruhmhaftes Anschwellen unermüdlichen Lebens, die Kraft bettet sich in die Mulde eines Tonfalls hinein. alte Weisen. Prophezeiung. Frauenkörper verzehren sich. Liebesfetzen in einer feindlichen Zeit. die Leiche verscharren müssen. jeglichem Bedauern voraus sein. der Herrschaft des Speeres ein Ende setzen.
das Verlangen bleibt ungestillt. sein geheimnisvolles Gebot: es muß sein. was ganz allein ich will. in Sprache geformt. zeichnet es die Linie meines Todes ab. weiter und immer weiter aufgeschobene Schmach. das Absolute auf Widerruf, eingeprägt mit jedem Zug. Vorstellung von einem Beben. diese Frau dort. warum kommt sie gleichzeitig mit der Nacht? das Wissen fällt aus. dort wo die Polis Gut, Recht, Verachtung und Ehre verwaltet...
sind wir unerbittlich, meine Schwestern. wohl fürchterlich. wir sind die Bacchanten eines verbrecherischen Spiels.

Block. unumfahrbarer Fels. der Fluß macht einen Bogen. vor unseren Augen. ganz nah. vom Vergessen rauh gewordenes Gras. die Schwere des Ungesagten erdrückt. das Ausgelassene in den Sätzen paßt in kein Schweigen mehr hinein. flehende Hände rechnen die Siege der Unwissenheit auf. man vernimmt nur den Lärm derer, die nicht hören wollen. oh welch ein Unglück! die Angst krempelt uns das Innerste nach außen. was geschieht außerdem noch? was geschieht? es geschieht immer noch. „meine Waffen sind nicht gebrochen, nur mein Herz zerbrach."
Nicht aufgeben. unser Einsatz liegt brach. kein Echo hat uns mit Lohn bedacht. meine Heimat, da bin ich, da bin ich nicht. der Spiegel ist endgültig zerbrochen. von Hundeleinen erdrosselte Erschütterung. auf mir die Last einer alten Legende. wir sind ohne Rettung. von einem unpersönlichen Wahnsinn auserkoren. die Normalität ungetrübt. kalt der Bauch. wie von uns selber abgeschieden. zu der Quelle gibt es kein Zurück. sie auch nicht verleugnen wollen.
bleibt ein Bedauern. ganz allein: die Bewegung des Herzens. schmerzlichster Ausdruck unseres Betroffenseins. „Nehmt von unseren Worten, denn, falls ich sterbe, tragen sie aus der Wüste der Verlassenheit in das Getümmel der sich stets neu belebenden Zeit."
die Buchstaben fliehen dahin. ich folge den Spuren auf denen sie vorwärtseilen. tanzen. wie ich. sich an den Kanten der Syntax blutig reiben. die Feder stülpt sich aus dem Ohr heraus. Sand bringt die Muschel zum Knirschen. die Silben stöhnen. die Stelze des Codex verwehrt ihren Halt der Wirbelsäule. die Bedingungen eines Verzeihens werden zu-

rückgedrängt. Wir sind auf den Ufern des Nichts, vor dem unbeschriebenen Blatt wie ein Gedächtnis, das keinen Anker hat: zerbrochen, zerbrochen. wann? in welcher Zeit? die Mutter ist dort geblieben, wo ich nicht war. die Vergangenheit ist bitter. als du mich in deine Arme genommen hast, habe ich unzählige Tränen vergossen.
als du mich zum Tode erweckt hast, habe ich das Leben genossen. nachgeben. immer mehr nachgeben.
ja. sagt sie.
er aber weint.

Binger Loch

ich bemerke ein Erschaudern. Gekräusel auf dem Wasserspiegel. von den entmutigten Fischern bleibt ein Erinnern. Leise. die Seele gibt nicht auf. eine bedrohliche Figur berichtet von alter Zeit. der Rhein wird eng da wo das Loch sich zeigt. zuviel Tiefe ohne jeden Grund. ein starres Auge. ein zarter und zugleich durchbohrender Blick. Versteinerung. dann Umschlingen. bodenloser Sog. tiefer mit jedem Mal. das Schicksalhafte der Entfernung, der Annäherung. beide in einem und ganz aussichtslos. zusammen und voneinander verstoßen. das Nichts der Begattung hört nicht mehr auf. die magischen Gärten öffnen sich seitdem die Schleuse ihre Absicht verkündet hat. ein Lauschen. auf die Leere gerichtetes Fragen: schlafen? sich zum Kampfe rüsten? Wo sind die Wellen , die den Geliebten tragen?

Schrei. von den Windbräuten siebenmal aufgeschnappt. das Echo sucht nach dem Ursprung seiner Stimme. und plötzlich sieht sie dich. Ja; eine Frau. Erscheinung auf der Felsenklippe. sie betrachtet das Nichts so als wärest du das. ihre Augen: Wellen. der Rhein, welcher die trägt, auf dem sie gleitet. der Abgrund, mit dem sie lockt, der dich erfaßt. die Anker zerschellen. Schwingungen die ineinandergreifen.
Vorbei. ein blaues, ein kaltes Lied. noch ist es nicht zu spät. wie der Tropfen der, wenn er sich dem Wasser hingibt, beider Erwartungen erfüllt: so wirst auch du indem du dich verloren gibst.

Ehrenbreitstein

gegen alles kann man Widerstand leisten. auf den Ufern Gedenkstätten für das Vaterland. hungrige Steine haben sich an Ruhm satt gefressen. das gezähmte Nicht ist nun schiffbar gemacht. einst half Wotan die lebendigen reißenden Wasser durchschreiten. jetzt Soldatenaufmarsch. schnurgerade Brücken in Angriffshaltung. auf den Kieselhalden sind die Triebe gestrandet. das goldene Zeitalter des Banalen. starre Zone. Unterdrükkung der richtungslosen Massen. der Träume, der Ströme, der erregten Glut.
Langeweile. so ist es. von einer teuflischen Pflicht eingepferchter Übermut. das Versprechen von Götterdämmerungen löst nichts mehr aus. im Innern des Körpers eine Eisenstange. Gesichter, die von ihren Verheißungen abgeschnitten sind. trockene Seele ohne Sommerfarben. Haut ohne Wärme. gestern und heute in den Kratern der Sinne verschollen. Hoffnung tot.
unwiderbringlich. es ist nicht wieder gut zu machen. oh weh, nehmt euch vor Unbewußtem in acht!
oh weh, geht nicht ein zweites Mal mit vorbehaltlosen Herzen über den Strich! ein Unheil kann ein anderes schon im Keime mit sich tragen. ein Lachen, eine Lust, ein Schmerz, ein Rausch können alte Regungen wiederaufblühen lassen. die Herrschaftswut zu heiligen Stätten schleifen. wo die Auserwählten Wache halten. wo die Unschuldigen schmachten.

Mäuseturm

ein Turm für die Mäusebrut. die Nation. was von oben regiert. eine steife Zahl. Ausschluß des Unbekannten, Rassismus, Grauen vor dem Geschlecht des anderen. in Beton gehauenes Loblied auf die Vernunft. Rede, deren Sinn auf einem Verrat beruht.

ein starker, ein ungeteilter Mann. alle Glieder richten sich nach dem Schwerpunkt aus: dort ist er auf der Hut.
Panzer innen. Panzer außen. ein erstickter Vulkan. wie erschöpft. nach welchem Größenwahn?
So erkennen wir uns: ein verkümmertes Volk dessen Gedächtnis zugemauert ist. uns selber unverständlich. dunkel. dem Denken abgewandt. Stand halten ohne Wort. Starre unbefriedigter Männlichkeit. Deutschland ist auf der Höhe. wieder mal. hält die Probe aus. übt sich im Schießen mit den Geiern von ehemals.

ohne auch nur ein einziges Mal. sich zu fragen. zu lauschen und sich zu laben. eine Nähe wagen, die nicht auf Verschmelzen aus ist. langsam. behutsam. entzückt. von einem unendlichen Abstand aus. ganz dicht. um das einfachste, das unerhörteste
Verlangen des anderen
zu erleben

die Wahrheit hebt einen Schleier auf.

Rheinische Tiefebene

Wir bewohnen die gleiche tiefe Ebene.
Wir leben zusammen.
Nichts. Kann nicht noch einmal anfangen.

(erschienen in „Change": Allemagne en esquisse. März 1979 aus dem Französischen übersetzt von der Autorin)

Maren Sell

DAS HAAR

Es stand einmal eine Mühle im Wald. Sie hatte ein rotes Dach und ihre Mauern waren alt und halb verfallen. Viele viele Jahre schon trieb der vorbeifließende Bach das schwere Mühlrad. Und nur hie und da durchbrach ein Vogel mit schriller Stimme die Einsamkeit.

In dieser Mühle wohnten zwei Schwestern. Ihre Eltern waren schon lange tot und so arbeiteten die Mädchen allein. Sie waren fleißig und hatten einander lieb.

Eines Tages aber fand die Jüngere der Schwestern, daß die andere viel schöneres und längeres Haar habe als sie selbst und das setzte ihr einen bösen Stachel ins Herz.

Doch sie verbarg ihren Neid und sprach lange Zeit, obwohl sie sich grämte und grämte, nicht ein Wort darüber. Endlich, an einem Abend vor dem Schlafengehen, sagte sie zur Älteren: Wie kommt es, liebe Schwester, daß dein Haar jeden neuen Morgen viel schöner und viel länger ist als vergangenen, das meine aber struppig und kurz bleibt wie eh und je?

Ach sei deswegen nicht traurig, sagte die Ältere, du bist dafür jünger und schöner. Damit gab sie ihr einen Kuß und sie legten sich schlafen.

Draußen wehte der Wind durch die Bäume und das Wasser trieb das schwere Mühlrad immer fort immer fort . . .

Aber die jüngere Schwester konnte vor Neid über das schönere Haar der Älteren kein Auge zutun. Endlich stand sie auf, nahm die große Schere und schnitt der Schlafenden, ritsch-ratsch, das Haar ab. Draußen aber fiel ein weißes Täubchen tot vom roten Dach und blieb auf dem Boden liegen. Und das Wasser trieb das Mühlrad immer fort immer fort . . .

Als der Morgen kam, stand die Jüngere

schon viel früher auf und wartete mit pochendem Herzen, ihre Schwester ohne das schöne Haar zu sehen, denn nur so, dachte sie, kann ich wirklich die Schönere sein.

Da ging die Türe auf und die Schwester trat ihr lachend entgegen. Ihr schönes Haar aber war noch länger, noch glänzender als am Vortage. Da wurde die Jüngere bleich und sagte kein Wort und hütete sich lange Zeit, über das Haar zu sprechen. Das Wasser trieb das Mühlrad immer fort immer fort.

Eines Abends aber konnte sich die jüngere Schwester nicht mehr zurückhalten und sie sprach abermals zu der Älteren:

Wie kommt es, liebe Schwester, daß dein Haar jeden Morgen viel schöner und länger ist als vergangenen, das meine aber struppig und kurz bleibt wie eh und je?

Ach sei deswegen nicht traurig, sagte wieder die Ältere, du bist dafür jünger und schöner . . . und damit gab sie ihr einen Kuß wie das erste Mal und sie legten sich schlafen. Draußen wehte der Wind durch die Bäume und das Wasser trieb das schwere Mühlrad immer fort immer fort . . .

Die jüngere Schwester aber wartete, bis die andere eingeschlafen war, nahm die große Schere und schnitt der Schlafenden ritsch-ratsch, das Haar ab. Draußen aber fiel ein weißes Täubchen tot vom roten Dach und blieb auf dem Boden liegen. Und das Wasser trieb das schwere Mühlrad immer fort, immer fort . . .

Als der Morgen kam und die Jüngere wieder vor der Älteren aufstand, um sie mit abgeschnittenem Haar zu sehen, geschah das gleiche wie beim ersten Mal. Die Türe ging auf und die Ältere trat ihr lachend entgegen. Ihr schönes Haar aber war länger und glänzender als je zuvor.

Aber noch am Abend des gleichen Tages, als die beiden wieder zu Bett gegangen waren, wartete die Jüngere abermals den Schlaf der Älteren ab. Dann holte sie ein scharfes Messer, setzte es der Schwester an die Kehle und schnitt ihr, ritsch-ratsch, ritsch-ratsch, den Kopf ab . . .

Draußen aber fielen alle Täubchen vom roten Dach und blieben auf dem Boden liegen und nur das Mühlrad im Wasser drehte sich immer fort immer fort . . . Da nahm die Schwester den Kopf an den langen Haaren, trug ihn hinaus und warf ihn in den tiefen Mühlgrund. Dann erst legte sie sich zufrieden nieder und schlief ein. Aber die Haare wuchsen auch am abgeschnittenen Kopf, trieben wie Algen durch den Mühlbach, rankten sich aus dem grünen Wasser zum Rad empor und durchwanden es so, daß es stehen blieb.

Als die Schwester des Morgens erwachte, kam es ihr ganz wunderlich vor, daß die Sonne durch ein Netz ins Fenster fiel. Sie stand auf und wollte das Fenster öffnen. Aber statt der Sonnenstrahlen, drang ihr das noch immer wachsende Haar wie tausend Finger entgegen. Zu spät merkte sie, wie es schon die Zimmerwände entlang kroch, die Dielen bedeckte, von der Decke herunterbaumelte, aus den alten Vasen drang und aus den Blumentöpfen, wie es Kisten und Kasten umschlang und die Stühle überwucherte . . . Sogar aus der Pendeluhr und den Bilderrahmen wächst das Haar der getöteten Schwester. Wohin die Jüngere auch schaut, das Haar kommt ihr aus allem entgegen und erstickt jeden Laut. Die Angst schnürt ihr die Stimme ab und dann legt sich das weiche, glänzende Haar der älteren Schwester um ihren Hals, und umspinnt ihr langsam und sanft den ganzen Leib.

Erna Wobik

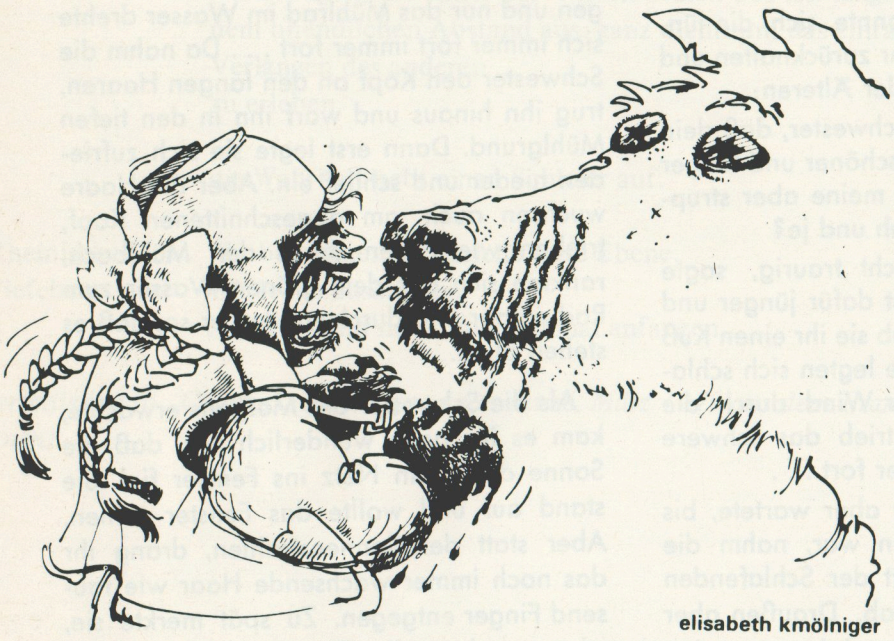
aus: *Eröffnungen.* Eine literarische Zeitschrift, herausgegeben in Kärnten von Hubert Fabian Kulterer, Nr. 3, Mai-Juni 1961.

* * *

Heidi Pataki

Frauen! Woher nehmen?

Feminismus heute



elisabeth kmölniger

Anfang Oktober 1979 wurde an der Freien Universität in West-Berlin zum vierten Mal die „Sommer-Universität der Frauen" veranstaltet, diesmal von einer Gruppe lesbischer Frauen vorbereitet unter dem Motto: „Autonomie oder Institution? Über die Leidenschaft und Macht von Frauen." Eine Woche lang ging es in Referaten, Workshops und Lesungen um berufliche, rechtliche und medizinische Probleme des weiblichen Alltags, um Fragen der Ästhetik, des Sexismus, der Politik, um Diskriminierung von Lesbierinnen („rosa Listen") und die Gründung einer regelrechten Frauenpartei.

Kritische Frauen sind rar

Zerrissen, zersplittert, zerstritten . . .? Die Frauenbewegung mag heute gar keine *Bewegung* sein, weg vom Bestehenden, mit subversiven Vorstellungen von der Zukunft. Eher ist sie eine kleine Welt, die den großen durchaus die Waage hält. Scheint ihr Blick nicht rückwärts gewandt, aufs Vergangene fixiert? An den vielen Märtyrerinnen der Geschichte entzündet sich der Haß, an die wenigen Machthaberinnen klammert sich das Selbstbewußtsein. Der drückende Mangel an theoretischer und utopischer Kühnheit soll durch die alltägliche Praxis ersetzt werden. Sagen, was ist, und wie es ist! lautet die Parole; spekulative Ideen sind wenig gefragt. Als wäre es allzu verwegen, die gesellschaftlichen vier Wände niederzureißen, bevor darin der gröbste Mist zusammengekehrt ist.

Nicht leicht, sich gegen den Strom der herrschenden Gedanken zu stemmen! Je größer die feministische Szene, wie zur Zeit der Frauen-Universität in Berlin, um so schwieriger wird die Sache. Wie unter Tausenden von Zuhörerinnen die paar Sympathisantinnen finden? Kritische Köpfe sind rar.

Das Ende einer anderen Bewegung vollzieht sich gegenwärtig in drastischen Beispielen. Wo man hintritt, pfeift's aus dem letzten Loch: die wehleidigen Memoiren, die jetzt überall erscheinen, verfaßt von Leuten aus der Studentenbewegung, worin Geschichte wieder zum bloßen Generationenkonflikt wird. Beweis dafür, daß all jene, die sich Hals über Kopf in eine Bewegung stürzen und auch deren Idiotismen aufsaugen wie ein Schwamm, später die ärgsten Renegaten abgeben. Statt ihr eigenes Versagen klagen sie nun die Ideen an.

Bei den Frauen ist's nicht anders. Gerade die störrische Eigenbrötelei, die gewitzte Satire, den exzentrischen Gestus braucht die Bewegung heute, damit sie nicht in plattem Konformismus & trister Kommerzialisierung versackt. Auch in der autonomen Frauenbewegung – *autonom* im Unterschied zu den Frauenorganisationen der Parteien – herrscht das alte Dilemma: Soll sie eine Minderheit bleiben, mit verborgener, aber um so intensiverer Sprengkraft; oder sollen die sogenannten Massen angesprochen werden, freilich um den Preis der Bravheit, der Kompromisse und der Korrumpierung? Wie immer herrscht der Fetischismus der großen Zahl.

Die Kontroverse ist wahrscheinlich typisch für jede Gruppe, die Zulauf hat, sich auszuweiten und damit auch zu differenzieren beginnt. Die Frauenbewegung spiegelt die Antagonismen der Gesellschaft wider. Weil Frau-Sein allein die Individuen a priori nicht zusammenschweißt (obwohl manche männliche Feministen das so gerne predigen), müssen sich nach und nach die Widersprüche auch innerhalb der Bewegung zuspitzen. Und welches Bild der „Geschlossenheit" nach außen könnte sie schon zeigen, da ihre Ideologie ja darin besteht, keine Ideologie zu haben?

Streit muß sein

Dieser normale Prozeß wird dann von wenig wohlmeinenden Kommentatoren hartnäckig als „Zerstrittenheit" apostrophiert. So stand etwa vor kurzem im *Spiegel* zu lesen: „Für das Jahr 1980 gibt es gleich drei alternative Frauenkalender" aus der „zerstrittenen Frauenbewegung"; ihre Spezialisierung stelle sich der „politischen Wirksamkeit in die Quere", und bei diesen Kalendern seien die „Abgrenzungsprobleme untereinander nur feministischen Insidern verständlich" *(Spiegel* Nr. 53/1979). Die alte Leier!

Gerade dem *Spiegel* müßte doch klar sein, daß diese scheinbare Zerstrittenheit nicht zuletzt damit zu tun hat, daß mit dem Feminismus im Moment eine Menge Geld gemacht werden kann. Wenn sich verschiedene Verlage beispielsweise um die Herausgabe dieses Frauenkalenders reißen, so deshalb, weil's Profit verspricht. Zerstrittenheit hin oder her – wenn es der Markt nicht vertrüge, täten sie's nicht; noch vor ein paar Jahren wären die Frauen bei allen abgeblitzt.

Die Agenten der Kulturindustrie, vor allem die Verlage und Buchhändler, sind ja heilfroh, nach dem abflauenden

Boom bei Kinderbüchern in den Frauen endlich eine echte, sozusagen klar umrissene Zielgruppe zu haben. „Die Frauen" – damit sind praktisch immer nur jüngere Frauen aus der Mittelschicht gemeint, die noch studieren oder schon selbst verdienen und was springen lassen können.

Die Geschäftstüchtigkeit kommt aber kaum den Frauen selber, den Autorinnen usw. zugute: Die Honorare sind nach wie vor schlecht, die Tantiemen so niedrig wie eh und je. Die Macher stecken das Geld ein. Wäre jetzt nicht vielleicht der ideale Zeitpunkt dafür, daß Autorinnen (gemeinsam mit ihren Kollegen oder auch ohne sie) vorpreschen würden, um bei den Redaktionen, den Verlagen ein bißchen ökonomischen Druck auszuüben? Das wäre gewiß ein lohnendes Thema für die Treffen schreibender Frauen anstelle der müßigen Debatten, ob's eine weibliche Ästhetik gibt oder nicht. Jedenfalls belustigt es einen zu sehn, wie gewisse altgediente männerbündische Publikationen auf einmal sogenannte Frauennummern erscheinen lassen und auch nicht umhin können, zu gewöhnlichen Werkelzeiten hie und da Autorinnen aufzunehmen, zähneknirschend (zum Beispiel beim Rowohltschen *Literaturmagazin).*

Aalglatte Vermarktung

Andrerseits sind aber auch die Massenblätter der Frauenbewegung (wie *Emma,* mit „Anzeigenpreisliste 2") nicht frei von Zynismus. Oft werden da Frauen angeredet wie kleine Kinder – dieser anbiedernde Ton, die schelmische Art, Kompliziertes zu vereinfachen unter dem Vorwand, den vielen wär's sonst nicht verständlich! Aus dieser Scheinintimität und Pseudokomplizenschaft resultiert eine sonderbare Minimalisierung der Frau. Koof mich . . .! Geht's da nicht bergab mit der aufklärerischen Funktion? Die Leserinnenbriefe in der *Emma* bestätigen es ungewollt.

Diese aalglatte Vermarktung der Bewegung und damit ihre Integration ins schlechte Bestehende, ihre kommerzialisierte *breite Streuung,* das ist es, wogegen sich manche Frauen heute vehement wehren. Innerhalb der Bewegung vertritt diese Kritik am nachdrücklichsten der „links-anarchistische" Zweig des Feminismus; sofern man ihn so nennen kann. Zahlenmäßig zwar eher gering, sammelt er doch die aufsässigsten, kreativsten, unangepaßtesten Frauen, viele von ihnen Lesben.

Eine Gruppe ähnlicher Provenienz hat auch die Frauen-Universität 1979 in Berlin („Sommer-Uni") vorbereitet und organisiert – nicht zuletzt aus Protest gegen die trübe Ideologie von Weiblichkeit & Innerlichkeit von 1978. Jedes Jahr kommt eine andere Frauengruppe dran; so spiegelt diese Berliner Woche mit ihren vielen Veranstaltungen die wechselnden Trends.

Das Thema lautete diesmal: „Autonomie oder Institution? Über die Leidenschaft und Macht von Frauen." Im Programmheft hieß es dazu: „Ohne die gesellschaftliche Tatsache, daß Frauen Kinder haben und Kinder haben wollen, zu negieren, ist uns die in vielen Beiträgen auf der vergangenen Sommer-Uni verbreitete Euphorisierung der Mutterschaft, die sich so willig mit der von staatlichen und politischen Kreisen angeheizten Mutterschaftsideologie deckt, sehr fragwürdig, wenn nicht gefährlich erschienen . . ." Zu Recht!

Lesben & Drohnen

Unausgesprochen zwar, doch um so deutlicher schwingt darin die ganze Erbitterung und Enttäuschung über den Verrat am Feminismus mit. Der Aufstand der Lesben richtet sich ja nicht nur gegen diese von Frauen propagierte Fruchtbarkeitsideologie – in Wirklichkeit geht's dabei um den Mann und seine antiquierte sexuelle Rolle. Die Lesbierinnen, die sich als die radikale Avantgarde der Frauenbewegung verstehen, möchten verständlicherweise mit dem ganzen Kram aufräumen: den biologistischen, ja zoologischen Definitionen von Weiblichkeit. Alles, was noch nach Mann riecht, ist ihnen suspekt. Läuft das Kinderkriegen denn nicht wieder auf den phallischen Kult, auf den ungebrochenen Machismus hinaus?

Eine besondere Position nehmen unter den sogenannten Bewegungslesben die „lesbischen Mütter" ein; sie wollen zwar Kinder bekommen und aufziehn, aber nicht mehr mit einem Ehekrüppel und Rabenvater zusammenleben: Der Mann wird auf die Funktion des Männchens reduziert.

Übrigens scheint der Weiblichkeitsfimmel langsam in Fäulnis überzugehn; es wird merklich stiller um stillende Mütter, Hausgeburt, die Freuden der Schwangerschaft. Historisch gesehn war dieser Wahn womöglich die schlecht feministische Parallele zu dem Terroristenwahn in der BRD der letzten zwei, drei Jahre. Terroristinnen & Sympathisantinnen sahen die Grenz- und Verfassungsschützer beinah schon in jedem jüngern Weibe.

Die Antwort drauf: Was wollen die Brüder? Wir sind Frauen, die gern viele Kinder kriegen, die uns am Rockzipfel hängen, und statt der Knarre haben wir das Strickzeug dabei . . . Gleichzeitig steckt darin auch immer die ohnmächtige Reaktion von Frauen auf die Technisierung und Bürokratisierung aller Bereiche, das *fruchtbare Leben* gegenüber der *seelenlosen Technik* auszuspielen (ein Zug, der bekanntlich auch den Grünen nicht fremd ist). Ein Schnitt ins eigene Fleisch! Wenn die Frauen mittlerweile selber draufkommen, was an dieser Gebärlust faul ist, so heißt das freilich nicht, daß auch die offizielle Heimchen-&-Herd-Ideologie der Weiblichkeit sich geändert hätte. Ein Indiz dafür ist das ewige Auf und Ab in der Diskussion um die Abtreibungsreform. Die Konservativen lassen nicht locker!

Unter den herrschenden Verhältnissen kann generell von „Emanzipation" im wahren Wortsinn keine Rede sein; und der Begriff selbst verschwindet. Auch die autonome Frauenbewegung forciert nicht den Ausbruch aus dem Status quo zu weiterer Macht, zu größerer Freiheit, sondern sie stellt den oftmals verzweifelten Versuch dar, bestimmte gesellschaftliche Bastionen zu verteidigen, gewisse erreichte Positionen für Frauen überhaupt zu halten: die lumpige Berufstätigkeit mit den miesen Arbeitsplätzen, die paar verbrieften Rechte, muffige Reformen.

Die Chancen für Frauen werden de facto immer weniger und schlechter (vom intellektuellen Überbau vielleicht abgesehn) – die wenigen feministischen Karrieren wiegen das kaum auf. Trotz der schönen Worte werden die Frauen durch die Krisenjahre überall herausgedrängt, der Konkurrenzdruck steigt. Deshalb kommt's ja zu dieser Glorifizierung der *Privatsphäre.* Auch eine Gefahr für die Frauenbewegung – die Not zur Tugend zu machen!

Strauß für Haushaltslohn

So ist auch das „Aufarbeiten" von verleugneten, vergessenen, verdrängten Frauengestalten und ihrer Rolle, die sie in der Geschichte, in der Kunst, in den Wissenschaften spielten, zu verstehn. Was hätten sonst die Herrscherinnen des Mittelalters (in *Emma* 11/1979) mit der Sekretärin von heute zu tun? Und wenn zum Beispiel von der ominösen „feministischen Gewerkschaft" ebenso wie von der neugegründeten Frauenpartei ein Gehalt für Hausarbeit gefordert wird, heißt das nur die Sanktionierung des Haussklaventums und die Perpetuierung dieser widerwärtigen Arbeitsteilung. Nicht umsonst hat sich schon die CSU mit *Franz Josef Strauß* an der Spitze dieser Forderung angeschlossen. Wenn das kein bezeichnendes Licht auf die ganze Haushaltslohn-Debatte wirft . . .

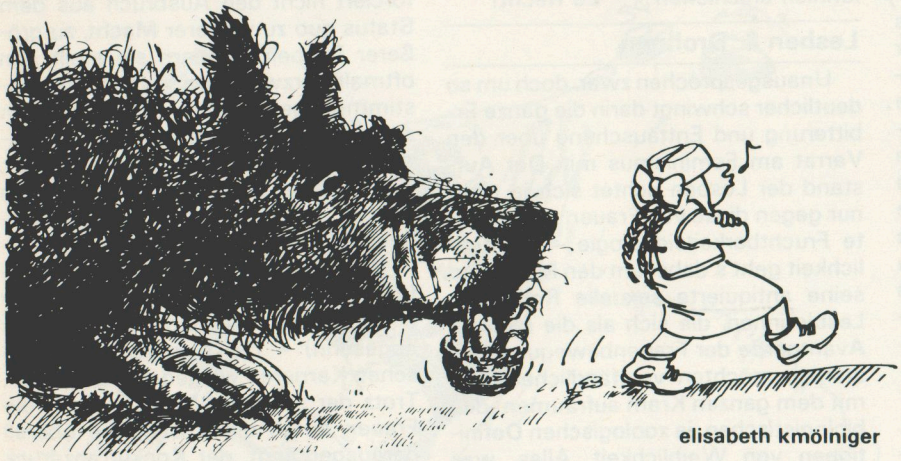
„Unter dem Vorwand, der allgemeinen Arbeitslosigkeit begegnen zu wollen", formulierte ein Flugblatt der Berliner Frauen-&-Lesben-Demonstration im Anschluß an die Sommer-Uni, „setzt sich die CDU/CSU für ein Taschengeld als ‚Bezahlung' für Haus-

arbeit ein, damit die bezahlten Arbeitsplätze für Männer geräumt werden. Das heißt für uns Frauen, zurückgedrängt zu werden in die Isolation der Kleinfamilie und die totale Abhängigkeit vom Mann . . ." Im Unterschied zu den deutschen Kirchenvätern, die samt Anhang wieder gegen die Abtreibungsreform wettern, verhält sich FJS in dieser Frage eher liberal: „Die sind mir zu streng", soll er gesagt haben. Wahlkampf, ich hör dir trapsen! Will er sich's nicht mit den Wählerinnen verscherzen?

In der BRD existiert ja, im Gegensatz zur österreichischen Fristenlösung, die Notlagenindikation – wie erinnerlich laut Beschluß des Justiz- und Richterhimmels von Karlsruhe. Ein Spruch ex cathedra: Die Fristenlösung verstoße gegen das Grundgesetz („Würde des Menschen . . ."). Auch diese zahme Indikationenregelung, ohnehin nur in Ausnahmefällen und oft unter lebensgefährlichen Bedingungen für die Frauen praktiziert, läuft jetzt Gefahr, abgeblockt zu werden.

Hierzulande ist's nicht anders. Schon tauchen in den Tageszeitungen und im Fernsehen die altvertrauten Gruselberichte samt medizinischen Charakterköpfen wieder auf, die Hetze beginnt von neuem. Ausschlaggebend ist nicht zuletzt der Nachfolger der geschaßten Gesundheitsministerin Leodolter in der sozialdemokratischen Regierung, *Herbert Salcher*, ein „Sozialist und praktizierender Katholik" aus dem frommen Tirol, den die Konservativen jetzt mit ihrem Leib-&-Leben-Thema unter Druck setzen wollen.

Nach der bangen Frage der jüngsten Zeit, ob die Österreicher wohl bald aussterben, lauten nun konsequent die Schlagzeilen (etwa im *Kurier*): „Auf eine Geburt kommt eine Abtreibung!" Im sogenannten Ohrwaschel dieser Zeitung – einer Kolumne auf der Seite, die täglich einen Succus bringt, der nicht dem Mund des Volkes, sondern dem niederträchtigsten Journalismus abgelauscht ist – hieß es über die Motive der Frauen für eine Unterbrechung: „40 Prozent treiben ab, weil sie noch eine Karriere vor sich haben . . ." (der Bericht im Blattinnern sprach noch ganz unschuldig von einem Berufsziel, das jene abtreibenden Frauen verfolgten, sich also noch in Ausbildung befänden). Gleich kam die Drohung: „Das sollte vorerst genügen, um die Diskussion zum Thema ‚5 Jahre Fristenlösung' zu eröffnen. Denn man braucht keine Schauerbilder im TV, um zu erkennen, daß die Praxis der Fristenlösung ein Problem ist, das nicht von selbst verschwindet. Wie die unerwünschten Kinder" (*Kurier* vom 1. Jänner 1980). Wir können also noch auf einiges gefaßt sein.



elisabeth kmölniger

Als Lesbe Abtreibung gespart

Makabrerweise kam's beim Thema Abtreibung auch während der Berliner Frauen-Universität zum Streit. Es ging um die geplante Demonstration gegen die Verschärfung des § 218, um vor der Öffentlichkeit auch einen mehr politischen Eklat zu setzen. In der sexuellen Strategie des Feminismus wird der Lesbianismus als Politikum begriffen, bedeutet er doch die Abkehr von den Männern, die totale Verweigerung.

Der Konflikt brach aus bei der Frage: Sollen die Lesben bei der Demonstration gemeinsam mit den anderen Frauen marschieren oder vielleicht erst hinterdrein, eine halbe Stunde später, in einem eigenen Block? Die Lesben gehe ja der Abtreibungsparagraph im Grunde genommen gar nichts an – sollen die Frauen doch das Vögeln mit den Männern aufgeben, dann brauchen sie auch keine Verhütung und keinen Abortus! (So der Tenor.) Wir, die Lesben, gehn überallhin mit, holen den anderen Frauen sozusagen die Kastanien aus dem Feuer, tun immer die ganze Dreckarbeit, nur damit die Heterofrauen es dann unbesorgt mit ihren Mackern & Typen treiben können? Würden denn die Heterofrauen bei einer Demonstration gegen die Diskriminierung der Lesben und für die Rechte der Homosexuellen ebenso, wie wir das tun, vorneweg marschieren?

Die homosexuellen Frauen fühlen sich oft von ihren Genossinnen im Stich gelassen. Eindringlich waren die Berichte von Liebesbeziehungen, die sich meistens zwischen einer Heterofrau und einer Lesbierin abspielten; die Heterofrau verrate dabei die Lesbe, weil sie ihren Mann oder Freund nicht aufgeben möchte, um ihr gesellschaftliches Prestige, ihre Sicherheit und Geborgenheit nicht aufs Spiel zu setzen. Die Lesbe dagegen kriegt nie 2 Fliegen auf 1 Schlag – sie muß sich exponieren. Opportunismus versus Radikalität?

Rosa Winkel im Computer

Dabei riskieren die Lesbierinnen wirklich eine Menge, sie sind gezwungen, ständig unter den unsichtbaren (und hartnäckig geleugneten) Drohungen des Staates zu leben. Daß es in der BRD so etwas wie „rosa Listen" gibt, ist kein Geheimnis – analog zum „rosa Winkel" im deutschen Faschismus, den die Homosexuellen in den KZs als Erkennungszeichen trugen. Die lesbischen Frauen sind in den Computer-Verliesen höchstwahrscheinlich ebenso erfaßt wie die männlichen Homosexuellen. In seinem Buch „Der Weg in den Verfassungsstaat" schreibt der *Spiegel*-Redakteur *Jochen Bölsche*, heute würde „in Wiesbadener Dateien nach offiziellen Angaben nur aufgenommen, wer einer Straftat beschuldigt wird, niemand jedoch lediglich deshalb, weil er homosexuell veranlagt ist. Aber, eröffnete ein hoher westdeutscher Polizeiführer dem *Spiegel:* ‚Ich bin davon überzeugt, daß Homokarteien in allen Landeskriminalämtern geführt werden'" (J. Bölsche: „Der Weg in den Überwachungsstaat", rororo aktuell 1979, p. 31).

Was in dem „Werkstattgespräch" mit der aus Berlin stammenden, in London lebenden Psychoanalytikerin und Autorin *Charlotte Wolff* zur Sprache kam: Lesbisch gewordenen Müttern, die sich vom Ehemann trennen, wird das Sorgerecht für ihr Kind vom Gericht aberkannt – aufgrund ihrer Homosexualität. Ob der kleine Sohn denn ständig Zeuge des Geschlechtsakts zwischen ihr und ihrer Freundin werden solle?, wollte ein Richter wissen. Charlotte Wolff appellierte in diesem Zusammenhang an die „lesbische Identität" und verglich die Lesben mit den Juden und ihrer Verfolgung im Dritten Reich – auch sie hätten damals ihre (jüdische) Identität verloren. Eine sehr anfechtbare These zwar, denn bei genauerem Nachdenken ist die Analogie Frauen = Juden überhaupt unhaltbar und die Identität ein so ausgelaugter Begriff . . .

Fest steht jedoch: Die Frauen fürch-

ten sich vor den Lesbierinnen mehr noch als die Männer vor den Schwulen; eine bittere Erfahrung, die viele machen müßten. Tatsache ist auch: Wenn ein Frauenprojekt mit Lesbianismus zu tun hat, fließt kein Geld aus öffentlichen Mitteln, für Homosexuelle hat der Staat kein Geld.

In der Abtreibungsdemonstration, einem langen Marsch durch die Straßen Berlins, waren dann Heterofrauen & Lesben doch wieder vereint; die verschiedenen Gruppen mit ihren Transparenten (die kein Blatt vor den Mund nahmen) vermischten sich, die Slogans wurden von den einen aufgegriffen, von den andern umfunktioniert. Aus „Kinder oder keine / entscheiden wir alleine!" wurde da „Männer oder keine..." Die Sprüche wechselten einander ab, wie „Nur beim Bumsen sind sie fix / für die Kinder tun sie nix!... Männer, verpißt euch / keine vermißt euch!... Frauen, kommt her / wir lieben euch mehr!" Am Ende der Stanzeln kam immer ein kurzer, schriller Schrei, wie ein Jauchzer, manche Strecken wurden im Laufschritt genommen, mit lautem Indianergeheul. Links und rechts des langen Zuges – es waren schließlich Tausende Frauen – trottete das Polizeispalier mit indignierten Gesichtern.

Zu Beginn der Demonstration am Steglitzer Kreisel standen fast mehr Mannschaftswagen und Polizisten herum als Frauen; ein Mädchen, das eine bauchige Umhängetasche trug, wurde ruckzuck nach Waffen durchsucht. Ein junger Bursch deutete auf ein paar *harmlose* Passanten und rief: „Paßt auf, Mädels, die da kenn ich vom Verfassungsschutz!" Uniformierte mit Fotoapparaten auf der Brust, wie Touristen, knipsten die Frauen völlig ungeniert, unter Verzicht auf jede Heimlichtuerei, direkt so ins Gesicht. Die Frauen reagierten mit Gleichmut, sie sind's gewöhnt. Dagegen scheinen die Verhältnisse hierzulande noch Gold zu sein... Klar wurde jetzt auch die Funktion der geschminkten Gesichter mancher Mädchen – die schöne, interessante, maskenhafte Bemalung der „Stadtindianer" ist also kein bloßer ästhetischer Effekt, sondern soll auch vorm Erkanntwerden schützen. Andere Mädchen trugen spitze, hohe Ku-Klux-Klan-Hauben mit ausgeschnittenen Öffnungen für Augen und Mund.

Frauenpartei, au wei

Wie die Faust aufs Auge dieser erotischen und esoterischen Devianz paßten während der Sommer-Uni die Debatten um die frischformierte Frauenpartei. Eine Podiumsdiskussion zu diesem Thema war im Hörsaal 1 der Freien Universität angesetzt, doch um das Für und Wider zu erörtern, war's bereits zu spät. 24 Frauen hatten kurz davor gewissermaßen im Alleingang eine Frauenpartei gegründet, an der Spitze *Eva Rath,* eine Abtrünnige der SPD aus Kiel.

Hier eine Probe aus dem Parteiprogramm: „Wir wollen die bestehende Machtballung, den Machtmißbrauch und alle Formen struktureller wie unmittelbarer Gewalt in schrittweisen, aber grundlegenden Reformen abbauen, und zwar im Rahmen und zur Verwirklichung der bestehenden Grundrechte eines sozialen und demokratischen Rechtsstaates..."

So naiv und kriecherisch wie ihr Programm wirkten auch die Frauenparteilerinnen in der Diskussionsrunde. Eine wahre Freude, neben ihnen vor Tausenden Frauen an einem langen Tisch zu sitzen, Lampen, Kameras, Mikros vorm Gesicht: den ganzen konservativen Medienzirkus mit der gemütlichen Atmosphäre eines Fußballstadions. Er galt wohl hauptsächlich den beiden mitdiskutierenden Chefredakteurinnen – *Sybille Plogstedt* von *Courage, Alice Schwarzer* von *Emma.* Klar, daß die so überstürzte Frauenpartei-Gründung, überhaupt erst durch diese Diskussion und die dabei zu erwartende Publicity zustande kam („Wenn Schwarzer kommt..."). Rein in Funk und Fernsehn!

Hauptsprecherin war eine ältere, resolute Dame, verheiratet mit einem Tierarzt, vier Kinder. Statt darüber Auskunft zu geben, wie sie sich die Finanzierung von Partei und Wahlkampf dächten, woher die nötigen Gelder kommen sollten, drückten sie herum, meinten vage, durch „Spenden von Frauen", und berauschten sich lieber an Machtphantasien. Reaktionären Vorstellungen von der Art: Wir haben Bremen erobert! Wir werden die Welt erobern! Masse, Macht & Menschlichkeit waren die meistgebrauchten Begriffe, vorgetragen im Brustton der Überzeugung. Es zeigte sich das ganze Elend der kruden Parteipolitik, der Charme von Parlamentsdebatten – der eifernde Ton, die pathetische Geste, die bombastische Rhetorik.

Der ärmsten *Lorley Mabry* aus München wurde die Schau gestohlen – sie, die doch auftrumpfen wollte mit ihrer „feministischen Partei in Gründung", mußte sich zähneknirschend unter die Frauenparteilerinnen einreihn, deren fragwürdige Ideen verteidigen und ihrerseits mit einer „feministischen Gewerkschaft" respondieren, als Rest vom Schützenfest.

Sybille Plogstedt dagegen versuchte sich ein bißchen in der Rolle der politischen Theoretikerin. Was dabei herauskam, war die Erkenntnis, daß erst eine straffe Organisation, sprich Partei, die Revolution schafft, drum sei sie einer Frauenpartei geneigt.

Alice Schwarzer, rhetorisch äußerst geschickt, eine echte Politikerin und Demagogin, zügelte die weiblichen Massen im FU-Hörsaal wie eine Dompteuse. Ihre *Emma* ist ja schon die wahre Frauenpartei, sie selber die regierende Präsidentin des Feminismus. Zudem lassen sich genügend triftige Argumente finden, die alle gegen eine solche Konkurrenz sprechen: weil das alles wieder in patriarchalischer Parteienmanier enden würde, hierarchische Strukturen annähme, weil es die autonome Frauenbewegung – die doch vom Außerparlamentarischen herkommt, von daher ihre Identität bezieht, wieder integrieren würde usw.

Einzig *Brigitte Classen (Schwarze Botin)* rettete sich vorm parteigemäßen Bierernst in Satire, Ironie & höhere Andeutungen: „Wir wollen die monarchistische Frauenpartei!"

Grüne Hexen?

Vielleicht sollten die Frauen besser die Grünen wählen? Die mitdiskutierenden SPD-Renegatinnen überkam das Gruseln. Schon bei der Frauenpartei befürchteten sie insgeheim, sie könnte womöglich bei der kommenden Bundestagswahl im Herbst – mit Strauß als Schreckgespenst – den Sozialdemokraten Stimmen wegnehmen; den gleichen Schrecken jagen ihnen die Grünen ein. Es wurde auch der Vorschlag gemacht, Frauenpartei und Grüne Listen sollten sich zusammentun, gemeinsam wären sie stärker und könnten tatsächlich den Sprung ins Parlament schaffen. Wer aber dann, aus diesem reichlich diffusen grünen Töpfchen, ins Parlament gewählt würde und dort den Ton angäbe, sei reichlich unklar. Würden die Frauen nicht wieder übergangen werden?

Welche der existierenden Parteien ist für Frauen überhaupt noch wählbar? Die Gretchenfrage lautet: Wie hältst du's mit der Atomenergie? Schwarzer beharrte auf dem von ihr propagierten „Aktiven Wahlboykott" (boykottiert werden soll natürlich die SPD). In einer gemeinsamen abschließenden Resolution der Berliner Frauenuniversität hieß es dann: „Der SPD-Parteitag wird... endgültig über die Haltung der SPD zur Kernenergie entscheiden. Wir fordern hiermit die SPD-Basis, die sich bisher zum Teil couragiert gegen Schmidts ignorantes und menschenfeindliches Kernkraftkonzept gestellt hat, auf, sich gegen diese Entscheidung zur Wehr zu setzen."

Der Parteivorstand der Sozialdemokraten hat sich mittlerweile, wie kaum anders zu erwarten war, für viele neue AKW entschieden. Kann sein, daß die autonome Frauenbewegung dafür die nächste Wahl entscheidet. □

Diese Kritik erschien im *Forum,* 313/314, Jänner/Feber 1980.

Die Zerreißprobe

Eine Geschichte, die das Leben hätte schreiben können

Einbrecher und Diebe wären mir lieber als die respektablen Herrschaften, die in meine Wohnung eindringen, wenn ich außerhauses bin. Soweit ich es bislang feststellen konnte, wurde mir zwar, abgesehen von drei schmalen Stoffstreifen am Ausschnitt und an den beiden Gürtelenden eines schwarzen Sommerkleids, die allerdings durch drei schwarze Stoffstreifen aus einer sichtlich anderen Stoffart ersetzt worden sind, nicht das Geringste entwendet. Doch Spuren hinterlassen diese ungebetenen Besucher oft genug.

Ob sie dies absichtlich tun, um mich einzuschüchtern, in Angst und Schrecken zu setzen, um mich zu einer kopflosen Handlung zu veranlassen, mit der ich mich unwiderlegbar als das entlarven soll, für was sie mich ganz offenkundig halten, oder ob es trotz ihrer Gerissenheit letztenendes ein gerüttelt Maß an Dilettantismus ist, durch den sie mich von ihrer Anwesenheit während meiner Abwesenheit in Kenntnis setzen, kann ich beim besten Willen nicht sagen.

Bald neige ich zur Ansicht, das erstere wäre der Fall, bald neige ich zur Ansicht, das letztere wäre der Fall. Vermutlich trifft sowohl das eine als auch das andere zu. Denn diese Mischung aus einer Gerissenheit, der etwas Haarspalterisches anhaftet, und einem Dilettantismus, der sich, wäre das, was hier meines Wissens seit neun Monaten mittlerweile im Gange ist, nicht im höchsten Grade beunruhigend, ja, bedrohlich sogar, als geradezu grotesk bezeichnen ließe, meine ich bei all ihren Manövern und Schachzügen beobachten zu können.

Seit neun Monaten lebe ich in einer permanenten Habachtstellung. Seit neun Monaten bin ich ganz Auge und ganz Ohr. Vor die Entscheidung gestellt, an meinem Verstand zu zweifeln oder mich auf meine Beobachtungen und Wahrnehmungen zu verlassen, habe ich beschlossen, mir auch weiterhin über den Weg zu trauen, all meinen Irrtümern zum Trotz, Irrtümern, die sich, sage ich mir, zwangsläufig durch die extreme Unaufwendigkeit der Geschehnisse ergeben müssen, die sich hier und nicht nur hier abspielen, abgespielt haben und aller Wahrscheinlichkeit nach auch künftig abspielen werden.

Die Tatsache, daß ich überhaupt darauf gekommen bin, daß meine Wohnung zunächst in längeren, dann in immer kürzeren Abständen durchsucht worden ist und ich selbst zunächst wohl recht halbherzig, dann jedoch aus Gründen, die ich trotz aller Grübeleien nach wie vor nicht herausgefunden habe, immer schärfer überwacht worden bin, habe ich einer Reihe verhältnismäßig grober Schnitzer der Herren und Damen zu verdanken, die sich hier seit einem Dreivierteljahr ein Stelldichein geben, wenn sie mir nicht im Fahrzeug und zu Fuß folgen oder mir, bestens informiert, wie sie es sind, über meine Termine, Verabredungen, über das jeweilige Ziel, dem ich im Bus, in der Straßenbahn, in der Untergrundbahn, im Taxi oder zu Fuß zustrebe, vorausfahren oder vorausgehen.

Denn im Gegensatz zu jenen Verfolgungsjagden, die jedermann aus Gangsterfilmen kennt, ist die Fahrbahn hinter mir nicht nur nicht selten leer. Wie im Märchen vom Hasen und dem Igel sind meine Verfolger, dank des riesigen Apparats, der ihnen zur Verfügung steht, keineswegs auf hellseherische Fähigkeiten angewiesen, sondern mit detailliertesten Kenntnissen ausgerüstet, häufig vor mir am Ziel. Mal allein, mal zu zweit, mal sogar zu dritt oder zu viert sitzen sie in ihren parkenden Wagen und studieren auch nach dem Einbruch der Dunkelheit mit einer beispiellosen Vertieftheit Münchner Stadtpläne, Broschüren oder Zeitschriften, die sie allerdings bei den herrschenden Lichtverhältnissen ganz zweifellos nicht einmal wortweise entziffern können.

Es gibt Tage, da bleibe ich stehen, klopfe an die Scheibe einer Wagentür und erkundige mich, wenn sie endlich die Köpfe in meine Richtung gedreht und die Scheibe heruntergekurbelt haben – und es dauert, finde ich, unnatürlich lange, ehe sie dies tun – in einem scharfen Tonfall nach irgendeiner Straße in der Nähe. Es gibt Tage, da starre ich sie höhnisch an. Es übermannt mich momentan ein Überlebenheitsgefühl, das mir gleich darauf ebenso unangebracht wie lächerlich erscheint. Oft genug geht es mir nämlich nurmehr darum, rechtzubehalten, mir selbst zu beweisen, daß dieser oder jener Verdacht keineswegs aus der Luft gegriffen war, daß ich sehr wohl noch bei Troste bin und nicht etwa Hirngespinsten nachjage.

Man muß sich, glaube ich, einmal in einer ähnlichen oder in der gleichen Lage befunden haben, um zu begreifen, wie erleichtert ich war, als ich mit Sicherheit wußte, daß sich jemand während meiner Abwesenheit in meiner Wohnung aufgehalten hatte. Denn anfangs hatte ich bei meiner Rückkehr immer nur den

Eindruck, in meiner Wohnung hätte sich irgendetwas verändert, obwohl ich allein hier lebe. Anfangs war ich immer nur momentan überaus irritiert, unterließ es jedoch, diesem Gefühl nachzugehen.

Du hast dich eben getäuscht, sagte ich mir auch, als wieder einmal bei meiner Rückkehr meine Schreibtischlampe ausgeschaltet war, die ich, einer langjährigen Gewohnheit zufolge, einer regelrechten Marotte, könnte man sogar sagen, den Tag lang brennen lasse, gleichgültig, ob ich nun am Schreibtisch sitze oder nicht, gleichgültig, ob ich zuhause bin oder nicht. Erst, wenn ich zu Bett gehe, knipse ich diese Lampe aus.

Überzeugt war ich allerdings trotzdem nicht recht, daß ich die Lampe, ohne mir dessen bewußt zu sein, schon wieder einmal in einem Anflug von Zerstreutheit oder Geistesabwesenheit ausgeschaltet haben sollte. Deshalb schrieb ich von diesem Tag an täglich vor dem Verlassen meiner Wohnung auf einen Zettel: Lampe brennt, und versah diese Notiz mit dem jeweiligen Datum.

Vier Wochen später, rund gerechnet, schloß ich die Wohnungstür auf, betrat die Diele und stellte mit einem Blick durch die offene Tür meines Arbeitszimmers fest, daß die Schreibtischlampe von neuem ausgeschaltet worden war.

Man muß sich die Situation einmal vor Augen führen. Ein Bürger dieses Landes, der sich, zweifellos durch Pressepublikationen und Fernsehberichte hellhörig geworden, wegen eines zunächst völlig haltlosen Verdachts tagtäglich, so aberwitzig ihm dies mitunter auch vorkommt, notiert, daß seine Schreibtischlampe beim Verlassen der Wohnung brannte, kommt, nachdem er ein paar Besorgungen getätigt hat, nachhause und stellt fest, daß diese Lampe während seiner Abwesenheit ausgeschaltet wurde. Ansonsten ist, so scheint es zumindest auf den ersten Blick, alles, wie er es zurückgelassen hat. Trotzdem oder, besser gesagt: gerade deswegen läuft es ihm kalt den Rücken herunter.

Hätte man, dachte ich mir damals, in der Zwischenzeit meine Möbel, mein Geschirr in Stücke geschlagen, hätte man meine Manuskripte, Bücher, Kleider zerfetzt, so könnte ich mich jetzt zur Wehr setzen. Ich könnte die Polizei alarmieren. Ich könnte Anzeige gegen Unbekannt erstatten. Ich könnte veranlassen, daß ein Ermittlungsverfahren in Gang gesetzt wird.

Stattdessen hatte ich keinerlei Handhabe. Das Haarsträubende war ja gerade die Geringfügigkeit der Veränderung. Weniger handgreiflich, meine ich, als mit dem Ausknipsen einer Lampe, als mit dem Druck einer Fingerkuppe auf einen Knopf, einer möglicherweise mechanischen, ganz und gar unaufwendigen Maßnahme, die vielleicht einem überaus sparsamen Menschen unterlaufen war, hätten mich die ungebetenen Besucher, die hier ein und aus gehen, von ihrer Anwesenheit nur schwerlich in Kenntnis setzen können. Und vermutlich wäre ich in einer psychiatrischen Anstalt gelandet, wenn ich der Polizei erzählt hätte, daß in meiner Wohnung während meiner zweistündigen Abwesenheit irgend jemand meine Schreibtischlampe ausgeschaltet hatte. Ich hatte ja nicht einmal einen Zeugen, der bestätigen konnte, daß diese Schreibtischlampe bei meinem Weggehen angeschaltet war.

Um einen solchen Zeugen zu gegebener Zeit zur Hand zu haben, hätte ich einen Mieter hier im Haus, zum Beispiel Franz W. oder Peter H., beides Schriftsteller, die vor mir in meiner jetzigen Wohnung gewohnt haben, vier Wochen lang Tag für Tag hereinbitten müssen, nur damit sie sich vergewissern konnten, daß diese Schreibtischlampe bei meinem Weggehen angeschaltet war. Sowohl Franz W., der hier vor etwa eineinhalb Jahren ausgezogen ist, als auch Peter H., der hier vor fünf Jahren ausgezogen ist, haben für alle erdenklichen Verrücktheiten eine Menge übrig. Für diese spezielle Art von Verrücktheit hingegen, fürchte ich, kann ich so leicht keinen gewinnen, weder sie noch sonstwen.

An jenem Tag habe ich jedenfalls meine Wohnung in aller Stille meinerseits durchsucht, stundenlang, obwohl sie höchstenfalls achtzig Quadratmeter groß ist. Worauf ich gestoßen bin, das waren lediglich Fingerspuren, das heißt die Spuren des Zeigefingers, Mittelfingers, Ringfingers und des kleinen Fingers einer rechten Hand auf der Staubschicht, die sich hinter meinen Büchern im Lauf der Zeit auf den Holzbrettern der beiden Bücherregale abgesetzt hat. Es waren die Fingerspuren einer verhältnismäßig schmalen Hand – nur die Spur des Daumens fehlte –, die offensichtlich hinter den Büchern entlanggefahren war, um festzustellen, ob dahinter irgendetwas lag oder vielmehr versteckt worden war. Die Spuren konnten allerdings auch von einem Besucher stammen, ich meine: von einem erwünschten Besucher.

Ich erzählte die Sache zunächst Peter H., der, wie gesagt, vor fünf Jahren aus dieser Wohnung, einer Mansardenwohnung, ausgezogen und in eine Wohnung im gleichen Haus gezogen ist, die ein Stockwerk tiefer liegt. Ich zeigte ihm die Fingerspuren auf dem Staub hinter den Büchern im Regal. Er lachte leise auf. Was für ein Dilettantismus, meinte er und er erkundigte sich bei mir, ob mir nicht schon aufgefallen sei, daß vor unserem Haus und auf der gegen-

überliegenden Straßenseite stundenlang Leute in parkenden Fahrzeugen säßen. Sein Türschloß, fuhr er fort, funktioniere nicht mehr richtig und seine Manuskripte lägen in einer anderen Reihenfolge als der, in der er sie zurückgelassen habe. Ich erinnere mich genau, daß ich den zweiten Teil meines Buchs auf den ersten Teil gelegt habe und nicht den ersten Teil auf den zweiten, sagte er, wechselte dann jedoch recht abrupt das Thema und fing, ohnehin beim Heraufkommen schon leicht angetrunken und nach zwei Gläsern Wein nahezu betrunken – denn er verträgt wenig Alkohol und trinkt zu viel und viel zu hastig –, wie immer, wenn er betrunken ist, über die Funktion der Dichtung und die Rolle des Dichters in dieser Gesellschaft zu reden an.

Außer ihm erzählte ich die Sache zunächst nur Heinz F., der in nächster Nachbarschaft wohnt. Von ihm, wohlgemerkt nicht von Peter H., erfuhr ich, daß zu der Zeit, da Peter H. meine jetzige Wohnung gemietet hatte, Terroristen, und zwar der Terrorist P. und die Terroristin H., hier Unterschlupf gefunden hätten. In einer Erzählung, meinte Heinz F., hätte sich Peter H. mit diesem Lebensabschnitt, da er mit Terroristen und Terroristenanwälten befreundet gewesen sei, auseinandergesetzt.

Ich war, als ich das hörte, so grotesk es klingen mag, momentan fast beruhigt. Miteinemmal hatte ich für die ganze Angelegenheit, so unplausibel sie imgrunde blieb, zumindest eine Erklärung. Ich war, ohne es zu wissen oder auch nur zu ahnen, in eine sogenannte «ehemalige Terroristenwohnung» gezogen. Daß «ehemalige Terroristenwohnungen» von Zeit zu Zeit durchsucht werden, hatte ich in der Zeitung oder in einem Wochenmagazin gelesen.

Was mich an diesem Nachmittag irritierte, war lediglich die Tatsache, daß Heinz F. recht unvermittelt auf die geschiedene Frau eines Journalisten zu sprechen kam, die sich dererlei eingebildet und nach mehrfachen Aufenthalten in Nervenkliniken Selbstmord begangen haben soll. Ich war ein wenig gekränkt, daß er mir seine Zweifel am Wahrheitsgehalt meiner Geschichte auf diese Art und Weise zu verstehen gab. Schließlich war er der erste, der dies tat. Der letzte war er keineswegs. Zeitweilig neigte ich dazu, meine Freunde und Bekannten nur noch danach zu beurteilen, wie weit sie mir diesbezüglich glaubten und wie weit sie meine Äußerungen bezweifelten, das heißt: genaugenommen neige ich auch heute noch dazu.

Als meine Schreibtischlampe das nächste Mal ausgeschaltet worden war, fand ich, nachdem ich meine Wohnung mindestens genau so gründlich durchsucht hatte wie die ungebetenen Besucher vor mir, tatsächlich etwas Handgreiflicheres als jene Fingerspuren auf der Staubschicht hinter meinen Büchern im Bücherregal. Ich fand zwei Staniolkügelchen, eines neben dem Papierkorb in meinem Arbeitszimmer, eines unter einer Frottématte im Badezimmer, die sich, auseinandergerollt und geglättet, als zwei Tablettenhüllen entpuppten.

Es stand darauf: NEO-ANGIN, die Bezeichnung eines Mittels gegen Halsentzündungen, das ich niemals gekauft oder verwendet habe. Worum es sich handelte, erfuhr ich von einem Apotheker.

Außerdem fand ich ebenfalls auf dem Fußboden des Badezimmers die beiden Teile eines kleinen, weißen, entzweigerissenen Warenauszeichnungsetiketts, auf dem BIJOU-STEIN-PARIS zu lesen stand.

Ich steckte das, was ich für Beweismaterial hielt, in ein Briefcouvert und schob dieses Briefcouvert in ein schwarzes Ledermäppchen, in dem ich unter anderem meinen Paß, mein Adreßbuch, mein Scheckbuch aufbewahre, zog es jedoch immer wieder aus dem Mäppchen und betrachtete das Warenauszeichnungsetikett und die beiden Tablettenhüllen nicht allein: ich studierte sie regelrecht.

Nachts, nachdem ich mich schlafengelegt hatte, stand ich nochmals auf, um das Couvert zu holen und es unter meine Matratze zu schieben. Zu diesem Zeitpunkt war ich mir nämlich keineswegs mehr sicher, ob diese ungebetenen Besucher hier nicht auch dann eindrangen, wenn ich schlief. Sie wußten vermutlich, daß ich regelmäßig ein Schlafmittel einnehme. Sie wußten vermutlich, daß ich mir Oropax in die Ohren stecke. Es dürfte überaus wenig sein, was ihnen meine Person betreffend noch nicht bekannt ist. Es zählen dazu die Gedanken beispielsweise, die ich nur denke und weder äußere noch zu Papier bringe. Es zählt dazu – dies hoffe ich zumindest – dieses Manuskript, das ich fortwährend mit mir herumtrage und nachts, nicht anders als jenes Couvert mit den beiden Tablettenhüllen und dem Warenauszeichnungsetikett, das ich übrigens längst weggeworfen habe, unter meine Matratze schiebe.

Damals hielt ich, wie gesagt, diese drei Fundstücke für wichtig. Ich zeigte sie Peter H., der einen kurzen, entsetzlich gleichgültigen Blick darauf warf. Ich zeigte sie Margot R., einer Freundin, die Ärztin ist. Auch sie hätte nicht nur kaum gleichgültiger darauf reagieren können. Ich merkte vielmehr, daß Margot R., die mir die Geschichte zuvor ganz offensichtlich geglaubt hatte, allein durch den Anblick dieser lächerlichen Fundstücke, die ich da voller Eilfertigkeit holen ging und ihr, so als handle es sich hierbei um einen wahren Knalleffekt, präsentierte, skeptisch zu wer-

den begann. Hastig steckte ich sie weg. Es lag mir unsäglich viel daran, daß sie mir glaubte, und nicht nur sie. Es lag mir unsäglich viel daran, daß jedermann, den ich ins Vertrauen zog, mir, das heißt: meiner Geschichte Glauben schenkte.

Dem Anwalt, den ich kurz darauf aufsuchte, zeigte ich, mittlerweile durch die Reaktionen von Peter H. und Margot R. eines besseren belehrt, meine Fundstücke gar nicht erst. Ich nahm zu dieser Konsultation lediglich meinen Taschenkalender mit, in dem ich unter dem jeweiligen Datum sämtliche Einzelheiten und Veränderungen vermerkt hatte, die mir nach einer Durchsuchung aufgefallen waren. Ich hatte darin auch jene Geschehnisse notiert, die ich erst im Nachhinein, sei es zurecht, sei es zuunrecht, mit den Durchsuchungen in Verbindung brachte, so zum Beispiel die Tatsache, daß jene Dachdecker oder jene vermeintlichen Dachdecker, die nicht nur einmal Reparaturarbeiten an diesem Hausdach vorgenommen haben, die reparaturbedürftigen oder die angeblich reparaturbedürftigen Stellen auf dem Dach angeblich nur durch meine Wohnungsfenster erreichen konnten und nicht durch die Fenster der beiden anderen Parteien, die hier außerdem im letzten Stockwerk wohnen. Ich hatte darin zum Beispiel auch die Tatsache notiert, daß meine Heizkörper im Sommer letzten Jahres nicht nur einmal von einer Firma oder einer vermeintlichen Firma überprüft worden sind. Ein Heizkörper mußte sogar abgenommen und neu befestigt werden. Der Handwerker gab mir zu verstehen, daß dieser Heizkörper nurmehr an einem Faden förmlich gehangen hätte.

Ein paar Mal habe ich, weil ich im Rundfunk zu tun hatte oder weil ich verreist war, der Hausmeisterin den Wohnungsschlüssel gegeben. Sie ist eine fünfundsechzigjährige, verwitwete Rentnerin, ein ehemaliges Zimmermädchen, bezieht nur 280 Mark Rente im Monat und muß in ihrem Alter, trotz der Schwindelanfälle, unter denen sie nach einer Gehirnerschütterung nach wie vor leidet, noch immer das gesamte Treppenhaus putzen, den Hof und die Toreinfahrt sowie den Speicher und den Keller fegen.

Sobald im Haus etwas repariert wird – und es muß in letzter Zeit auffallend viel repariert werden: mal werden die Heizungen abgestellt, mal wird das Wasser abgestellt, mal das Gas –, stürzt diese Frau geradezu an mir vorbei in meine Diele und wirft, als gelte es, mich beim Auspacken einer Waffenlieferung zu ertappen, hastige prüfende Blicke in mein Arbeitszimmer, in mein Wohnzimmer, meine Küche, mein Bad.

In ihren Augen meine ich mitunter ein eigenartiges, halb spöttisches, halb sensationslüsternes Funkeln festzustellen. Auch behandelt sie die Handwerker oder die vermeintlichen Handwerker zwar nicht mit einer unverhohlenen Ehrerbietung. Wie ihr übergeordnete Personen oder wie Vorgesetzte, finde ich, behandelt sie sie allerdings. Im übrigen kommen diese Handwerker oder vermeintlichen Handwerker ganz im Gegensatz zu den Gepflogenheiten der Handwerker, die in anderen Miethäusern, in denen ich gewohnt habe, etwas reparierten, nie allein. Frau S. begleitet sie, angetan mit einer frischgewaschenen, frischgebügelten Hausschürze, stets zu mir hinauf. Sie führt sie gewissermaßen bei mir ein.

Der Anwalt, den ich, wie gesagt, aufsuchte, zog meine Ausführungen nicht in Zweifel. Ich erzählte ihm unter anderem auch, daß die Durchsuchungen immer dann stattgefunden hatten, wenn abends in der Tagesschau von Fahndungen nach Terroristen die Rede war, so zum Beispiel an Tagen, da man Phantomfotos von irgendwelchen Terroristen in Umlauf gesetzt hatte, so zum Beispiel an dem Tag, da man die Wohnung des Terroristen S. gefunden hatte. Ich erzählte ihm, daß ich nie einen Terroristen oder eine Terroristin gekannt hatte.

Der Anwalt meinte, Durchsuchungen von ehemaligen Terroristenwohnungen seien nichts Ungewöhnliches. Er hielt es sogar für möglich, daß man mir, wenn man bei einer Verschärfung der innenpolitischen Situation Erfolgsmeldungen, das heißt: Verhaftungen von Staatsfeinden nötig hätte, gegebenenfalls Beweismaterial unterschieben würde.

Irritierend war vor allem die ruhige Art, in der er das äußerte. Auf meine Bemerkung, ich könnte doch nicht Tag für Tag nach jeder Rückkehr meine Wohnung, meinen Speicherraum und meinen Kellerraum nach Gewehren, Handgranaten, Bomben, Munition und Plänen von Regierungsgebäuden, Banken, militärischen Stützpunkten durchsuchen, antwortete er bloß: Natürlich können Sie das nicht.

Zu diesem Zeitpunkt hatte die Überwachung meiner Person längst einen zentralen Platz in meinem Leben eingenommen. Alles andere trat dagegen in den Schatten. Inzwischen hatte sich hinsichtlich der Durchsuchungen etwas geändert. Meine Schreibtischlampe wurde nicht mehr ausgeschaltet. Ich wußte mit einem Wort nicht mehr gleich nach dem Betreten der Wohnung, ob die ungebetenen Besucher während meiner Abwesenheit wieder hier gewesen waren oder nicht. Ich mußte mich vielmehr nicht nur genauer umsehen. Ich mußte meine Wohnung nicht nur wesentlich gründlicher noch durchsuchen als zuvor. Ich mußte darüber hinaus meinerseits Maßnah-

men treffen, um mir ganz sicher zu sein, das heißt: selbstverständlich mußte ich diese Maßnahmen keineswegs treffen. Ich hätte mir ebenso gut sagen können: es kann dir doch egal sein, ob man deine Papiere, deine Korrespondenz, deine Manuskripte, deine Kleidungsstücke, dein Bettzeug, deine schmutzige Wäsche durchsucht, ob man deine Schränke, deinen Schreibtisch, deine Sessel verrückt, deine Teppiche hochschlägt oder zusammenrollt.

Heute bin ich diesbezüglich recht gleichgültig geworden. Heute kümmere ich mich kaum mehr darum. Ich gehe ganz einfach davon aus, daß ich hier gewissermaßen ein offenes Haus habe. Heute packe ich alles, was den ungebetenen Besuchern nicht unter die Augen und zwischen die Finger kommen soll: dieses Manuskript zum Beispiel oder die Notizen, die ich mir mache, in eine meiner ohnehin sehr großen Handtaschen und trage es, wenn ich unterwegs bin, ständig bei mir. Damals hingegen legte ich, möglicherweise, um dem Gefühl von Unterlegenheit, von Wehrlosigkeit, das mich immer wieder übermannte, irgendetwas entgegensetzen zu können, größten Wert darauf, wenigstens Bescheid zu wissen.

Zunächst markierte ich mit Kugelschreiberstrichen, die lachhaft dick waren und die ungebetenen Besucher ohne Zweifel davon in Kenntnis gesetzt haben, daß ich wußte, daß sie bei mir ein und aus gingen, die Ecken von Schränken, von Stuhlbeinen, Tischbeinen. Ich markierte den Rand des Absatzes eines bestimmten Stöckelschuhs, ich markierte die Lage des Papierstapels in meinem Aktenschrank, ich markierte die Lage eines von einem Wollkleid abgetrennten graublauen Täschchens in meinem Kleiderschrank. Ich notierte mir, was ich wo markiert hatte, steckte den Zettel mit den Notizen in meine Handtasche und kontrollierte nach der Rückkehr, mit dem Zettel in der Hand, sämtliche Markierungen.

Zu meiner Enttäuschung – denn es gab eine Zeit, da war ich aus unerfindlichen Gründen enttäuscht, wenn ich keine Veränderungen, das heißt: keine eindeutigen Veränderungen feststellen konnte, verändert kam mir, enerviert und überreizt, wie ich es war, mitunter werweißwas vor – zu meiner Enttäuschung lag und stand alles genau so, wie ich es vor meinem Weggehen zurückgelassen hatte. Daß dies, zog man die Stärke und die Augenfälligkeit der Kugelschreibermarkierungen in Betracht, kein Wunder war, ging mir erst im Nachhinein auf.

Ich entfernte, mittlerweile auch ein wenig gewitzter geworden, die plumpen, dicken Markierungen nur zum Teil, zum Teil ließ ich sie da, wo sie waren, rückte mal ein Sesselbein darüber, mal ließ ich es daran grenzen wie zuvor und erzeugte so einen Eindruck von Unausgegorenheit, der dazu dienen sollte, die ungebetenen Besucher ihrerseits stutzig zu machen.

Gleichzeitig dachte ich mir sehr viel raffiniertere Markierungen aus. Ich legte beispielsweise zwei vollgetippte Manuskriptseiten dergestalt übereinander, daß eine bestimmte Ecke des obenaufliegenden Papierbogens ein bestimmtes Wort auf dem darunterliegenden Papierbogen überschnitt und zudem an einen bestimmten Buchstaben stieß. Ich plazierte einen Kugelschreiber so auf einem Schriftstück, daß er mit der Spitze und mit dem Ende jeweils einen ganz bestimmten Buchstaben berührte. Ich plazierte meine Lupe so auf einem Brief, daß ihr Rand ganz bestimmte Wörter durchschnitt. Rings um meinen Taschenkalender, den die ungebetenen Besucher für eine wahre Fundgrube halten mußten, arrangierte ich Brotkrümel in einer ganz bestimmten Anordnung. Ich ließ sämtliche Fenster geschlossen, damit kein Windzug Verwirrung stiften konnte und fertigte mir genaue Skizzen an, die ich mitnahm. Diese Vorkehrungen traf ich Tag für Tag vor dem Weggehen.

Tatsächlich dauerte es diesmal keineswegs wochenlang, bis sich etwas verändert hatte. Nach ein paar Tagen schon stellte ich bei der Rückkehr fest, daß die Lage der Manuskriptseiten, des Kugelschreibers, die Lage der Lupe und die Lage der Brotkrumen nicht mehr mit meinen Skizzen übereinstimmte. Außerdem stellte ich damals fest, daß die ungebetenen Besucher meine Wohnung viel häufiger durchsuchten als zuvor.

Irgendetwas mußte ihren Verdacht, statt ihn zu verringern, zusätzlich verstärkt haben. Ich überlegte nicht nur stundenlang, worum es sich dabei handeln konnte. Halbe Nächte lang lag ich wach und versuchte, herauszufinden, was an mir, was an meinem Verhalten nur dermaßen verdächtig sein mochte. Doch ich bin nicht darauf gekommen. Ich weiß es selbst jetzt noch nicht. Dabei gäbe ich etwas dafür, wenn ich es wüßte. Denn es ist vor allem meine Ahnungslosigkeit, die mich beunruhigt.

Ich erinnere mich nicht mehr daran, wann es war. Eines Nachmittags, während ich gerade in der Stadt einige Besorgungen tätigte, wurde mir jedenfalls miteinemmal bewußt, daß man mich, wollte man nicht Gefahr laufen, von mir in meiner Wohnung ertappt zu werden – und derartige Durchsuchungen von Wohnungen sind bekanntlich, gleichgültig, ob darin einmal Terroristen gewohnt haben oder nicht, nach wie vor rechtswidrig – auf Schritt und Tritt überwa-

chen mußte.

Das Bewußtsein, überwacht zu werden, ergreift von der ganzen Person Besitz. Es verändert sie, wenn auch nicht schlagartig, so doch unmerklich, stetig und letztenendes dennoch nachhaltend. Selbst der nebensächlichsten Handlung wie dem Betreten oder dem Verlassen eines Tabakladens, dem Aufspannen oder Zuklappen eines Regenschirms, verleiht es den Anschein von Erheblichkeit. Die sogenannten Alltäglichkeiten hören von nun an auf zu existieren. Das Dasein der überwachten Person wird zum permanenten Ausnahmezustand. Ohne sich zwar gleich zu regelrechten Staatsaffären auszuweiten, gewinnen alle Aktivitäten, dank der Bewertung oder der vermeintlichen Bewertung vonseiten registrierter oder nicht registrierter, wirklicher oder nur eingebildeter Beobachter, der sich die überwachte Person unterworfen weiß oder auch nur unterworfen glaubt, in ihren Augen nicht immer, aber oft genug eine Tragweite, die der realen Grundlagen entweder gänzlich oder zumindest teilweise entbehrt oder entbehren kann.

Das Verhalten einer überwachten Person ähnelt zeitweilig dem Verhalten eines Schmierenkomödianten, zeitweilig ähnelt es schlichtwegs dem Verhalten eines Geistesgestörten.

Denn leicht ist es beileibe nicht, zwischen den Fahrzeugen, die da von früh bis spät in einer Stadt wie München unterwegs sind, die Fahrzeuge ausfindig zu machen, auf die es ankommt. Leicht ist es auch beileibe nicht, zwischen den Passanten, die da von früh bis spät in einer Stadt wie München auf den Beinen sind, die Staatsdiener männlichen oder weiblichen Geschlechts zu enttarnen. Das heißt: enttarnen im wahrsten Sinn des Wortes kann man sie selbstverständlich keineswegs. Man kann sie lediglich durch dieses oder jenes Manöver zu einer verräterischen Reaktion provozieren.

So sprang ich zum Beispiel, sobald mir eine auffallend unauffällig gekleidete Person in meiner Nähe ins Auge fiel, nachdem ich in aller Ruhe auf die Untergrundbahn, die in Richtung Kieferngarten fährt, gewartet hatte, im letzten Augenblick, ehe sich die Türen schlossen, in die Untergrundbahn auf dem gegenüberliegenden Bahnsteig, die in Richtung Harras fährt. Traf die verdächtige Person, nachdem sie wie ich in aller Ruhe auf die Untergrundbahn, die in Richtung Kieferngarten fährt, gewartet zu haben schien, ebenfalls Anstalten, im letzten Augenblick in die Untergrundbahn zu springen, die in Richtung Harras fährt, so meinte ich, Bescheid zu wissen.

Auch betrat ich zum Beispiel eines der vergleichsweise preisgünstigen Münchner Schuhgeschäfte, in denen nur rechte Schuhe oder nur linke Schuhe in allen Größen in den Regalen zur Auswahl stehen und man sich, hat man seine Wahl getroffen, von einer Verkäuferin den fehlenden linken Schuh oder den fehlenden rechten Schuh bringen lassen muß. Folgte mir eine dieser auffallend unauffällig gekleideten Personen, so hielt ich dies noch für einen Zufall. Machte sie hingegen, wenn ich, ohne einen einzigen Schuh in die Hand genommen zu haben, auf dem Absatz kehrt machte und eiligst den Laden verließ, ebenfalls ohne einen einzigen Schuh in die Hand genommen zu haben, auf dem Absatz kehrt und verließ den Laden ebenfalls eiligst, so meinte ich, Bescheid zu wissen.

Es gab Tage, da glaubte ich, ich hätte mittlerweile einen regelrechten Riecher für sie. Die älteren Staatsdienerinnen glaubte ich an ihren Lodenmänteln, ihren Trachtenhüten, ihren hängenden Kinnladen, ihren verkniffenen Mienen zu erkennen, die jüngeren an ihren hochgetrimmten Kaninchenfelljacken oder Kaninchenfellmänteln, an ihren hoffnungslosen Bemühungen, trotz eines verhältnismäßig niedrigen Einkommens einen halbwegs flotten Eindruck zu erwecken.

Die männlichen Staatsdiener glaubte ich an ihren karierten Schirmmützen, ihren altmodischen, häufig sogar recht schäbigen Mänteln, an den oft außerordentlich weiten Hosenbeinen zu erkennen, die man vor einigen Jahren trug. Auch gab mir die Tatsache zu denken, daß sie zu einer Tageszeit, da andere arbeiten, mit einer Zeitung in der Hand hin und her wedelnd durch die Stadt spazierten, obwohl sie weder den Eindruck von wohlbetuchten Müßiggängern oder Touristen erweckten noch den Eindruck von Arbeitslosen oder Ausgeflippten. Nicht selten blieb einer von ihnen ausgerechnet vor einem Damenkonfektionsgeschäft oder vor einer Boutique für junge Mädchen in den Anblick der Auslagen vertieft so lange stehen, bis ich vorbeigegangen war. Dann setzte er sich in Bewegung.

Andere wiederum überholten mich in aller Hast, um daraufhin dermaßen langsam vor mir herzugehen, daß ich sie mehr oder weniger notgedrungen meinerseits überholen mußte, wenn ich in Eile war, und so der Verdacht, sie folgten mir wohlweislich, aus der Luft gegriffen erschien. Hatte ich indes Zeit, so hielt ich trotz aller Ungeduld an mich, blieb hinter ihnen, ging noch langsamer als sie und wartete darauf, daß sie den Kopf wendeten, um sich zu vergewissern, ob ich ihnen noch immer folgte. Und tatsächlich tun sie es früher oder später allesamt, diese Herren, die mich zunächst so hastig zu überholen und dann so enervierend langsam vor mir herzugehen

pflegen. Sie sehen sich nicht nur einmal, nein: gleich mehrfach nach mir um und drehen, sobald sie feststellen, daß sie von mir angestarrt, ja, regelrecht fixiert werden, ruckartig die Köpfe wieder nach vorn.

Es mag sein, daß man ihnen dieses Vorgehen beigebracht, ja möglicherweise sogar richtiggehend eingedrillt hat. Weder bei ihnen noch bei ihren Vorgesetzten oder den Vorgesetzten ihrer Vorgesetzten scheint es sich um sonderlich einfallsreiche Menschen zu handeln. Wer sich gezwungenermaßen mit ihnen auseinandersetzen muß, kommt ihnen im Lauf der Zeit tatsächlich auf die Schliche.

Außerdem trifft eine überwachte Person nicht selten diese oder jene ebenfalls überwachte Person. Als einen Zufall kann man dies wohl schwerlich bezeichnen. Hierzulande scheinen mittlerweile weitaus mehr Personen überwacht zu werden, als es die meisten Mitbürger auch nur ahnen. Zweifellos hätte es üble Folgen für die Arbeitsmoral der zahllosen Staatsdiener und Staatsdienerinnen, ließe man sie in Ermangelung von Terroristen und sonstigen Staatsfeinden von früh bis spät herumsitzen und ihren eigenen Gedanken nachhängen.

Eine überwachte Person ist jedenfalls, so verlassen sie sich gelegentlich, das heißt: in den Augenblicken, da sie selbst bei Freunden mit ihrer Überwachungsgeschichte nur auf Unglauben stößt oder, schlimmer noch, lediglich eine kaum verhohlene Langeweile erzeugt, nicht allein. Sie trifft, wie gesagt, neuerdings nicht selten ihresgleichen. Es kommt zu einem gegenseitigen Austausch von Erfahrungen, zu einem Vergleich von Beobachtungen. Man gibt einander nicht nur freudig, sondern mit einer Befriedigung recht, der etwas durchaus Lächerliches, ja, Kleinkariertes anhaftet.

Befriedigt ist man vor allem insofern, als es, in Anbetracht der Beobachtungen, die außer einem selbst nun auch ein zweiter gemacht hat, ein weiteres Mal erwiesen zu sein scheint, daß man keineswegs von einer fixen Idee besessen ist.

So traf ich im Haus einer Verlegerin in Feldafing zum Beispiel eine überwachte Person, die mir bestätigte, was ich zuvor festgestellt zu haben meinte: nämlich die Tatsache, daß das Fahrzeug einer überwachten Person nicht von einem, sondern von mehreren verschiedenen, einander ablösenden Fahrzeugen verfolgt wird, die den Verkehr hinter dem Fahrzeug, mit dem die überwachte Person fährt, abblokken, es daraufhin überholen und ihm, nach allen Seiten ausschwärmend, vorausfahren, teils, weil den Damen und Herren vom Verfassungsschutz das Fahrtziel der überwachten Person aus abgehörten Telefongesprächen oder geöffneten Briefen vermutlich bekannt ist, teils, weil es ganz offensichtlich für sie ein leichtes ist, sich per Funk zu verständigen und es so einzurichten, daß, während ein Fahrzeug jeweils von der Fahrbahn abbiegt, dicht vor ihm oder dicht hinter ihm bereits ein zweites in diese Fahrbahn einbiegt, falls es nicht schon längst an deren Rand mit angelassenem Motor bereitsteht.

Die überwachte Person, eine Lektorin, die ihrer Meinung nach überwacht wurde, weil sie einen Freund gehabt hatte, der vor einigen Jahren mit einer späteren Terroristin ein Verhältnis hatte, bestätigte mir darüber hinaus meine Beobachtungen, daß es sich bei den Fahrzeugen der vorausfahrenden Verfolger unter anderem um Postfahrzeuge oder um Fahrzeuge mit Reklameschildern, um Kombiwagen mit zugezogenen Vorhängen im Fond oder um Fahrzeuge handelte, auf deren Dach das Learner-Schild einer Fahrschule angebracht ist.

Als ich gegen halb zwei Uhr nachts aus Feldafing zurückkam und das Haus betrat, war der Fahrstuhl gerade in Betrieb. Ich horchte kurz auf. Aber außer dem Geräusch des sich nähernden Fahrstuhls war im Treppenhaus nichts zu hören. Es fand keine Party statt, kein Fest wurde von irgendeinem Hausbewohner begangen. Der Fahrstuhl hielt vor mir im Erdgeschoß. Bevor sich die automatischen Innentüren öffneten, trat ich ganz mechanisch einen Schritt zurück.

Dennoch scheint mein Anblick den Menschen, der sich drinnen befand, in Angst und Schrecken versetzt zu haben. Mit weitaufgerissenen Augen starrte er mich, kreideweiß im Gesicht, sekundenlang an, ehe er mit einem atemlosen Gutenabend den Fahrstuhl verließ und geradezu fluchtartig zur Haustür stürzte.

Es war ein schätzungsweise zweiundvierzig- bis fünfundvierzigjähriger, dunkelhaariger, halb kahlköpfiger Mann mit einer ungesunden Gesichtsfarbe, der so aussah, wie ich mir einen Kalfaktor vorstelle. Er trug einen schäbigen, altmodischen, ungewöhnlich langen schwarzen Stoffmantel mit ausgebeulten Taschen und einem Kragen mit abgewetzten Ecken, die wie angebissen wirkten, und strömte einen penetranten, allerdings nicht menschlichen Geruch aus. Vielmehr roch dieser Mensch nach irgendeinem Material oder nach einer Mischung verschiedenartiger, schwer definierbarer Materialien. Und nicht nur er roch derartig. Der ganze Fahrstuhl, mit dem ich hinauf zum fünften Stockwerk fuhr, roch, noch nachdem er ihn verlassen hatte, nach diesem Material oder dieser Materialmischung.

Oben angelangt, stellte ich fest, daß sowohl mein Fußabstreifer als auch der Fußabstreifer meiner Nachbarn gegenüber, so als wäre jemand nach einem hastigen Satz aus einer der beiden Wohnungstüren darauf ausgerutscht, statt vor den Wohnungstüren mehr oder weniger in der Mitte des Hausflurs lagen. In meiner Wohnung war allerdings während meiner mehrstündigen Abwesenheit eine sehr viel augenfälligere Veränderung vonstatten gegangen.

Der angestrichene braune Bauernschrank in meiner Diele stand bei meiner Rückkehr nicht mehr wie vor meinem Weggehen an der Wand links neben der Wohnungstür, an der seit langem die Holzleiste fehlte. Vielmehr war dieser Schrank von der Wand um einen halben Meter etwa weggerückt und, vermutlich aus Zeitmangel, nicht mehr zurückgerückt worden.

Ehe ich ihn zurückrückte, schob ich die Hände an der Stelle in die schmale Lücke zwischen den Holzdielen und der Wand, wo eine Holzleiste, wie gesagt, seit langem fehlt. Anstelle des Kieses, mit dem zuvor der Zwischenraum ausgefüllt gewesen war, befanden sich dort Aushöhlungen. Wie weit sie reichten, konnte ich in Ermangelung eines geeigneten Geräts wie in Ermangelung der notwendigen inneren Ruhe in dieser Nacht nicht feststellen. Ich wollte es miteinemmal auch gar nicht mehr.

Wiederum fing ich die Wohnung nach Spuren zu durchsuchen an. Ich durchsuchte sie in dieser Nacht alles andere als systematisch. Konfus und fahrig nahm ich mal ein paar Bücher aus dem Regal, beleuchtete mit einem Punktscheinwerfer die Staubschicht dahinter, konnte aber keine Fingerspuren finden. Mal nahm ich ein paar Akten aus dem Aktenschrank, mal einen Stapel Pullover aus dem Kleiderschrank. Ich richtete den Lichtkegel des Punktscheinwerfers auf Schrankfächer, auf Schränke, auf Fußbodendielen, auf die beiden feuchten Flecken an der Decke meines Arbeitszimmers.

Obwohl ich mir darüber im klaren war, daß diese beiden feuchten Flecken nicht etwa durch Verfassungsschutzbeamte, sondern durch Regengüsse und Schneefälle verursacht worden waren, starrte ich sie an, voller Argwohn, voller Wut zunächst und schließlich mit einer wachsenden Geistesabwesenheit. Alles kam mir in dieser Nacht verändert vor, zumal der Riß in der Wohnzimmerdecke rechts oben, mehr oder weniger dort, wo Decke und Wand aneinanderstoßen. Er kam mir tiefer und länger vor, das heißt: er kam mir nicht nur tiefer und länger vor. Er war tiefer und länger geworden. Aus welchem Grund dies so ist, habe ich allerdings bislang noch nicht in Erfahrung gebracht.

Damals erschien es mir miteinemmale so, als hingen meine Kleider anders, als ständen meine Bücher, Akten, Schränke anders, als hätten sich meine Wäsche-, meine Handtuchstapel verschoben.

Ich hantierte, wenn ich nicht herumhockte und bald haßerfüllt, bald gähnend auf irgendeinen Punkt in einem der Zimmer starrte, bis zum Morgengrauen in der Wohnung herum und schuf ein Durcheinander, das ich nicht mehr ordnete. Dazu fehlte mir ganz einfach die Kraft. Ich klappte meine Matratze auseinander, knipste das Licht aus und legte mich ins Bett.

Einschlafen konnte ich allerdings trotz meiner Müdigkeit keineswegs. Ich schaute nicht auf die Uhr. Aber ich weiß, daß ich noch lange wach lag, und wiederum überlegte, was an mir, was an meinem Verhalten nur dermaßen verdächtig war. Ein paar Tage darauf war ich dicht daran, den Kopf vollends zu verlieren.

Ich war bei meiner Schwester, die im Münchner Stadtteil L. wohnt, zum Abendessen eingeladen. Schon am Nachmittag hatte es recht heftig zu schneien angefangen. Ich hatte vor, mir ein Taxi kommen zu lassen. Aber an den Taxiständen in der Nähe, bei denen ich anrief, meldete sich niemand. Deshalb machte ich mich schließlich auf den Weg zum nächsten Taxistand.

Daß an diesem Tag wieder einmal einiges im Gange war, fiel mir bereits beim Verlassen des Hauses auf. Kaum daß ich nämlich auf der Straße in Erscheinung trat, fuhren gleichzeitig, wie so oft in dieser Zeit, sobald ich in Erscheinung trat, drei Fahrzeuge: ein gelber Golf und ein grüner Renault, die auf der gegenüberliegenden Straßenseite geparkt hatten, sowie ein weißer Volkswagen, der auf meiner Straßenseite geparkt hatte, los und kurvten, während ich am Taxistand wartete, in der gleichen Reihenfolge um den gleichen Wohnblock herum. Als ich schließlich ein Taxi bekam, folgten ihm die drei Fahrzeuge, überholten es und fuhren eine Zeit lang vor ihm her, ehe sie nach drei Seiten ausschwärmend von der Fahrbahn abbogen und die Verfolgung des Taxis in der beschriebenen Weise von weiteren, am Rand der Fahrbahn bereitstehenden Fahrzeugen fortgesetzt wurde.

Meiner Schwester erzählte ich an diesem Abend von meinen Beobachtungen nichts, weil außer ihrem Mann, einem ehemaligen Burschenschaftler, der sich entweder insgeheim ins Fäustchen gelacht oder ihr meinetwegen Schwierigkeiten gemacht hätte, auch mein Vater bei ihr war. Denn im Gegensatz zu meinem Schwager hätte sich mein Vater vermutlich nur an den Kopf gegriffen. Seine Mutter, die in einer Irrenanstalt gestorben ist, hatte sich nämlich im Alter

eingebildet, daß Nachbarn oder Fremde während ihrer Abwesenheit in ihre Wohnung eindrängen und darin jedes Mal jene heillose Unordnung stifteten, die sie, immer auf der Suche nach verlegten Gegenständen, wie sie es war, zuvor selbst verursacht hatte.

Als ich nach drei Stunden etwa gemeinsam mit meinem Vater und meinem Schwager den Fußweg entlanggegangen war, der die Wohnanlage, in der meine Schwester wohnt, von der Straße trennt, sah ich, ehe ich mit den beiden ins Auto stieg, in einem parkenden, halbwegs zugeschneiten Fahrzeug am gegenüberliegenden Rand der alles andere als hell erleuchteten H.-Straße, einer kurzen, zu dieser Tagesstunde, und es war mittlerweile zweiundzwanzig Uhr geworden, menschenverlassenen Sackgasse, einen Mann mit Hut auf dem Fahrersitz sitzen, der, ohne sich durch unsere Annäherung auch nur im geringsten irritieren zu lassen, ja, ohne auch nur den Kopf kurzfristig in unsere Richtung zu drehen, geradeaus auf die ebenfalls menschenverlassene, schneebedeckte Grünfläche zwischen den zwei Wohnblocks am Ende der Sackgasse starrte.

Mein Vater und mein Schwager, die wegen der herrschenden Kälte recht hastig ins Auto stiegen, bemerkten ihn offensichtlich nicht, diesen Mann, der da so reglos in einem halbwegs zugeschneiten Fahrzeug zu dieser Tageszeit in der verlassenen Sackgasse saß und auf die schneebedeckte Grünfläche vor sich starrte. Ich wies sie auch nicht auf ihn hin.

Zuhause angelangt, machte ich mich, mit dem Punktscheinwerfer in der Hand, von neuem daran, die Wohnung zu durchsuchen. Ich hatte nämlich zudem festgestellt, daß unserem Fahrzeug diesmal sogar ein Polizeiwagen in einem gewissen Abstand gefolgt war. Gleich nachdem ich das Treppenhaus betreten hatte, war dieser Polizeiwagen an meinem Haus vorbeigefahren. Es konnte sich dabei um einen Zufall handeln, es konnte sich dabei um keinen Zufall handeln. Auch von den beiden Polizisten, die darin saßen, hatte keiner den Kopf beim Vorbeifahren in meine Richtung gedreht.

An diesem Abend und in dieser Nacht hatte ich den Eindruck, daß man während meiner Abwesenheit da und dort die Wandleisten gelockert oder entfernt und da und dort die Fußbodendielen gelockert und abgehoben und wiederum befestigt haben mußte. Zwischen manchen Wandstücken und manchen Leistenstücken klafften bis zu einem Zentimeter breite Lücken. Die Lücken, die zwischen manchen Fußbodendielen klafften, waren zwar nicht so breit. Dafür hatten sich an den Rändern dieser Dielen hie und da Holzspäne abgespaltet. Deutlich hob sich die hellere Farbe des Holzes darunter ab. Auffallend war auch die Tatsache, daß sich in diesen Lücken kein bißchen Staub befand.

Außerdem bemerkte ich, daß sich auf dem weißen Wollteppich in meinem Wohnzimmer neben den Sesselbeinen die Abdrücke der Sesselbeine und neben den Tischbeinen die Abdrücke der Tischbeine befanden. Von den Sesseln und dem weißen Rauchtisch abgesehen, hatten die ungebetenen Besucher ganz offensichtlich auch meinen Schreibtisch verrückt. Denn der hellblaue Wollteppich in meinem Arbeitszimmer wies ebenfalls neben den Schreibtischfüßen Abdrükke von Schreibtischfüßen auf.

Ich verbrachte die halbe Nacht damit, meinerseits die Sessel, den Rauchtisch, das Sofa, den Schreibtisch, die Schränke, den Fernsehapparat, die Küchenschränke, den Sekretär in der Diele wegzurükken, die Teppiche aufzurollen und die Fußbodendielen und die Wandleisten mit einem wachsenden Argwohn und einer wachsenden Unsicherheit anzustarren und zu untersuchen. Gegen Mitternacht war meine Verfassung dermaßen beängstigend, daß ich meine Freundin Margot R., die, wie gesagt, Ärztin ist, in N. anrief. Ich bat sie, mir ein Beruhigungsmittel zu verschreiben und mir das Rezept per Eilpost zuzuschicken.

Danach befaßte ich mich wiederum mit den Wandleisten und den Fußbodendielen. Ich verlor den Überblick mehr und mehr. Ja, ich geriet regelrecht außer Rand und Band. Von neuem kam mir alles verändert vor. Von neuem starrte ich die beiden feuchten Flecken im Arbeitszimmer an, obwohl ich wußte, daß sie nicht durch Verfassungsschutzbeamte, sondern durch Regengüsse und Schneefälle verursacht worden waren.

Schließlich ließ ich alles stehen und liegen, klappte meine Matratze auf, knipste die verschiedenen Lampen und Punktscheinwerfer aus und legte mich ins Bett. Daß ich ein, zwei Minuten, nachdem ich die Lampen und Punktscheinwerfer ausgeschaltet hatte, unten vor dem Haus nacheinander zwei Fahrzeuge anfahren hörte, erschien mir in meinem Zustand bezeichnend. Die Möglichkeit, daß es sich dabei sehr wohl um Fahrzeuge von irgendwelchen Gästen der Mieter in den umliegenden Häusern oder in diesem Haus handeln konnte, die ausnahmsweise erst zu dieser späten Stunde aufbrachen und nachhause fuhren, zog ich überhaupt nicht in Erwägung.

Ich richtete mich auf, schob das Rouleau um ein winziges Stück vom Fenster, unter dem das Kopfende meiner Matratze liegt, und sah zur Straße hinunter. Aber die beiden Fahrzeuge waren schon zu weit entfernt, als daß ich von hier aus auch nur ihre Schlußlichter hätte erkennen können. Ich stellte fest,

daß hinter einem der Fenster des gegenüberliegenden Hauses, einem Fenster im zweiten Stockwerk, noch Licht brannte.

Das hat nichts zu sagen, sagte ich mir, während ich mich wiederum langlegte.

In dieser Nacht dachte ich nicht mehr darüber nach, was an mir, was an meinem Verhalten wohl dermaßen verdächtig sein mochte. Vielmehr fragte ich mich, ob es den respektablen Herrschaften zuzutrauen wäre, daß sie mir, nachdem sie sich schon eine derartige Mühe mit mir gemacht hatten, unter Umständen Beweismaterial unterschöben. Außerdem versuchte ich, mir mich in einer Gefängniszelle vorzustellen.

Am nächsten Tag setzte ich die Durchsuchung der Wohnung fort, das heißt: ich vergrößerte das Durcheinander, das ich während der vorausgegangenen Nacht bereits geschaffen hatte, noch zusätzlich. Zwischendurch rief ich Thomas Sch. an, von dem ich hoffte, daß er mir dank der Beziehungen, die er hatte, helfen könnte. Er versprach, gegen achtzehn Uhr bei mir vorbeizukommen.

Gegen Mittag fand ich schließlich in einer Lücke zwischen zwei Fußbodendielen in meinem Arbeitszimmer, unter der Staubschicht verborgen, die sich hier in den Fußbodenlücken im Lauf der Zeit festgesetzt hat, drei knapp streichholzlange Feuerwerkskörper oder, genauer gesagt: drei aus rosafarbenem Papier gedrehte Kracher mit kurzen Zünddochten, die ich in meiner damaligen Verfassung für alles Mögliche hielt, nur nicht für ganz gewöhnliche Feuerwerkskörper oder Kracher, wie man sie hierzulande vor Silvester in jeder Drogerie erwerben kann.

Ich rollte das rosafarbene Papier eines Krachers auseinander, sah, daß sich darin Pulver befand und war mir miteinemmale sicher, daß man, während ich meine Schwester besuchte, Munition und Waffen unter den Fußbodendielen deponiert hatte. Ich stürzte, vom Geräusch einer ausgerechnet in dieser Minute aufheulenden Polizeisirene darüber hinaus in Angst und Schrecken versetzt, aus der Wohnung, lief, den auseinandergerollten Feuerwerkskörper und die beiden anderen, noch intakten in der Hand, treppabwärts, läutete Sturm bei Peter H., der, wie gesagt, ein Stockwerk tiefer wohnt, zeigte ihm die Feuerwerkskörper, teilte ihm mit, daß man mir meiner Ansicht nach am vorherigen Abend Munition und Waffen unterschoben hätte und bat ihn, mir zu helfen.

Peter H. kam mit herauf in meine Wohnung, ich schloß die Tür, lief unschlüssig, während Peter H. gehässige Äußerungen über das Durcheinander in meiner Wohnung verlauten ließ, von Zimmer zu Zimmer, die Augen ständig auf die Fußbodendielen gerichtet, und machte mich dann kurz entschlossen daran, mit Zange, Schraubenzieher und Hammer die Wandleiste vor meiner Wohnzimmertür, die Wohnzimmerschwelle sowie die Fußbodendielen, die sich daran anschlossen, zu lockern und abzuheben.

Obwohl mir gerade dieses Fußbodenstück überaus verdächtig erschien, fand ich, als ich es schließlich freigelegt hatte, darunter außer Holzleisten, Kies und einem Heizungsrohr nicht das Geringste. Peter H. ging kopfschüttelnd wieder zu seinem Schreibtisch zurück. Was ich den Nachmittag lang im einzelnen tat, weiß ich nicht mehr genau. Ich weiß nur, daß ich auf das Rezept für das Beruhigungsmittel wartete. Ich weiß nur, daß ich einerseits mal da und dort ein bißchen Ordnung schaffte, andererseits die Unordnung da und dort durch Untersuchungen von Fußbodendielen, Fußbodenleisten, Astlöchern, Kratzern, abgespalteten Holzspänen wiederum vergrößerte.

Bislang war ich der Ansicht gewesen, ich würde diese Zweizimmerwohnung mit Wohnküche, Diele und Badezimmer, die, wie gesagt, höchstenfalls achtzig Quadratmeter groß ist, nachdem ich über ein Jahr darin gewohnt hatte, kennen. Ja, ich hätte jeden ausgelacht, der dies bestritten hätte. Tatsächlich kannte ich sie – das stellte ich damals zu meiner Verblüffung fest – beileibe nicht gut genug, um mir auch der minimalen Veränderungen, die ich zu registrieren meinte, hundertprozentig sicher zu sein. Das, was ich damals veranstaltete, kann man als regelrechte Entdeckungsreisen durch eine Zweizimmerwohnung bezeichnen.

Während ich noch mit der Untersuchung von Fußbodendielen, Astlöchern, Kratzern, abgespalteten Holzspänen beschäftigt war, läutete es. Peter H. stand vor der Wohnungstür. Er wirkte nicht nur recht aufgeräumt. Er hatte sich in der Zwischenzeit in Schale geworfen. Er trug einen grauen Flanellanzug, ein frisches Hemd und war sorgfältig gekämmt und rasiert, alles Tatsachen, die ich zwar überrascht zur Kenntnis nahm, doch zunächst nicht mit meiner Äußerung, daß Thomas Sch. mir versprochen habe, gegen achtzehn Uhr bei mir vorbeizukommen, in Verbindung brachte.

Peter H. erkundigte sich, ob ich mich beruhigt hätte. Ich ließ ihn hereinkommen, sagte ihm jedoch, daß er nicht lange bleiben könne, weil ich mit Thomas Sch. allein sprechen wolle. Er schien damit einverstanden zu sein. Die Möglichkeit, daß er bei der Ankunft Thomas Sch.'s einfach sitzenbleiben und sich weigern könnte, meine Wohnung zu verlassen, zog ich zu diesem Zeitpunkt überhaupt nicht in Betracht.

Tatsächlich erhob sich Peter H. nur einmal kurzfristig nach dem Läuten Thomas Sch.'s vom Sessel,

um den Teppich, den ich über die losen Dielen vor der Türschwelle des Wohnzimmers gerollt hatte, wiederum aufzurollen und zwei drei lose Dielen hochzuheben und gegen die Wand daneben zu lehnen, sodaß jedem Eintretenden das Loch im Fußboden auf Anhieb ins Auge fallen mußte.

Das soll er ruhig sehen, meinte er nicht allein, indem er erneut im Sessel Platz nahm, ohne auf meine mehrfachen Aufforderungen, die Wohnung zu verlassen, zu reagieren. Er wies Thomas Sch., als fürchte er, der würde das unübersehbare Loch nicht mit der gebotenen Gründlichkeit zur Kenntnis nehmen, noch einmal eigens darauf hin, ehe er sich eine geschlagene Stunde lang nach Kräften mühte, Zweifel an der Glaubwürdigkeit meiner Äußerungen und meiner Schilderung der vorausgegangenen Vorfälle anzumelden.

Davon, daß er mir vor kurzem erst mitgeteilt hatte, daß vor dem Haus stundenlang Personen in parkenden Fahrzeugen säßen, daß sein Türschloß nicht mehr richtig funktioniere und daß seine Manuskripte hie und da in einer anderen Reihenfolge lägen als der, in der er sie zurückgelassen habe, wollte er miteinemmale nichts mehr wissen.

Thomas Sch., dem der Eifer nicht entging, mit dem Peter H. mir jegliche Glaubwürdigkeit absprach – und er tat dies mit einem roten, vor Anstrengung und einer Erregung, die mir völlig unverständlich war, verzerrten Gesicht –, Thomas Sch. erkundigte sich bei Peter H., aus welchem Grund er eigentlich einen derartigen Wert darauf lege, daß meine Schilderungen als ein Produkt meiner Einbildungskraft betrachtet würden.

Von diesem Augenblick an fing Peter H. unsicher zu werden an. Er meinte: alles sei möglich, selbst eine Überwachung meiner Person, selbst Durchsuchungen meiner Wohnung. Aber er sei doch der Wichtigere, unterbrach er sich, wenn hier einer überwacht und seine Wohnung durchsucht würde, dann sei er es.

Vielleicht wird deine Wohnung ebenfalls durchsucht, meinte ich.

Was er nicht begreife, sagte Peter H., sei, daß ich der Angelegenheit nicht einfach mit ein bißchen mehr Ironie gegenüberstehe.

Mit Ironie, rief Thomas Sch. kopfschüttelnd. Doch Peter H. wechselte abrupt das Thema und fing über die Funktion der Dichtung, über die er höchst verschwommene Vorstellungen hat, und über die Rolle des Dichters in dieser Gesellschaft, über die er auch keine präzisen Vorstellungen hat, zu reden an.

Allerdings dachte ich diesmal nicht daran, mir sein Gerede wiederum anzuhören. Ich brachte das Gespräch auf die Terroristen, die in dieser Wohnung gewohnt hatten, als er ihr Mieter war.

Darauf angesprochen, leugnete Peter H. nicht nur nicht, daß vor sechs Jahren rund gerechnet, der Terrorist P. und die Terroristin H. hier gewohnt hatten. Sie seien ihm damals sehr teuer gewesen, meinte er. Er erwähnte auch in der ihm eigenen vagen, ausweichenden Art und Weise, daß er selbst seinerzeit für vierundzwanzig Stunden lang festgenommen worden wäre. Darauf schlug er mir von neuem vor, ich sollte derartigen Vorkommnissen ganz einfach mit ein bißchen mehr Ironie gegenüberstehen.

Wenn die Waffe von P. hier in der Wohnung gefunden wird, ist sie erledigt, sagte Thomas Sch. Vielleicht haben sie bei den Durchsuchungen tatsächlich etwas gefunden, fügte er hinzu.

Dieser Gedanke war mir bisher überhaupt noch nicht in den Kopf gekommen. Ich fand ihn erschreckend und einleuchtend zugleich. Er bot immerhin eine Erklärung für die Wiederholung der Durchsuchungen meiner Wohnung in immer kürzeren Zeitabständen, für die verschärfte Überwachung meiner Person. Ich schaute die Fußbodendielen plötzlich mit anderen Augen an. Es konnte sich darunter werweißwas befinden, das heißt: es kann sich darunter auch heute noch werweißwas befinden. Denn ich habe sie bis heute noch nicht samt und sonders gelockert und abgehoben oder lockern und abheben lassen.

Soll ich nicht meinerseits die Polizei verständigen, ihr erzählen, ich hätte erfahren, daß in meiner jetzigen Mietwohnung vor sechs Jahren Terroristen gewohnt hatten, und sie bitten, die Fußbodendielen auseinander zu nehmen, erkundigte ich mich bei Thomas Sch.

Thomas Sch. fand die Idee zunächst nicht schlecht, meinte dann jedoch, daß die Polizisten glauben könnten, ich wollte mich von jeglichem Verdacht reinwaschen, damit ich im nachhinein Waffen und Munition hier verstecken könnte, ohne weiter behelligt zu werden.

Sie werden die Wohnung hinterher nur noch gründlicher durchsuchen als zuvor, sagte er.

Darauf versprach er mir, sich zu überlegen, wie er mir helfen könnte. Allerdings ließ Thomas Sch. eine Weile lang nichts von sich hören. Er hatte kein Hehl daraus gemacht, daß er von der Überwachungs- und Durchsuchungsgeschichte nur halbwegs überzeugt war, eine Tatsache, die ich vor allem auf die Äußerungen und auf das Verhalten Peter H.'s zurückführe.

Gisela Elsner

Gisela Elsner, Die Zerreißprobe, Erzählungen, ist bei Rowohlt, Reinbek bei Hamburg März 1980 erschienen.

NGBK-REALISMUSSTUDIO 11

Evelyn Kuwertz

Bilder von 1976 - 1980

21.3.1980 - 25.4.1980

Ausstellung der Neuen Gesellschaft für Bildende Kunst, Hardenbergstr. 9, 1000 Berlin 12

Montag - Freitag 10 - 17 Uhr, Sonntag 11 - 17 Uhr; Diskussion am 17.4.1980, 20 Uhr

* * *

Vom 25.6. - 3.7. findet eine Vortragsreihe mit dem Titel **„Zur Methodologie einer Kulturgeschichte der Frau"** am FB Germanistik der FU Berlin statt.

HS 2 Rostlaube: 25. Juni 18 - 20 h, 26. Juni 15 - 17 h, 27. Juni 13 - 16 h, 30. Juni 18 - 20 h, 1. Juli 18 - 20 h, 2. Juli 18 - 20 h, 3. Juli Schlußveranstaltung 14 - 18 h.

* * *

Herausgeberin:	Brigitte Classen
Redaktion:	Gabriele Goettle Brigitte Classen
Autorinnen:	Gisela Elsner Sibylle Klefinghaus Elisabeth Kmölniger Eva Meyer Heidi Pataki Colette Peignot Gunda Schumann Marel Sell Erna Wobik
Graphische Gestaltung:	Gabriele Goettle
Layout:	Brigitte Classen Gabriele Goettle
Herstellung:	Volker Bruns, Kantstr. 148 1000 Berlin 12 (Composersatz) contrast gmbh, Hauptstr. 159 1000 Berlin 62 (Druck)
Redaktionsanschrift:	Gabriele Goettle Brigitte Classen Geibelstr. 4 1000 Berlin 45 Tel.: (030) 811 18 75
Postscheckkonto:	Brigitte Classen PSchA Berlin (West) Nr. 239 644 - 104
Vertrieb für Berlin Und die BRD:	Buchervertrieb Lang Sächsische Str. 7 1000 Berlin 15 Tel.: (030) 881 74 86

Abonnement- und Auslandsbestellungen sind an die Redaktion der SB zu richten.
Einzelbestellungen sowie mehrfache Bestellungen sind an den Vertrieb (Adresse) siehe oben zu richten.